Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Fontane-Blätter

Kreis der Freunde Theodor Fontanes

Berlin, 1965

Heft 9 (1969)

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-196

Visual Library

1969-1973
E 6486

FONTANE BLÄTTER

Band 2, Heft 1 **(1819–1969)** **1969**

THEODOR FONTANE

Unveröffentlichter Brief an seine Frau

Berlin, 4. Juni [18]78

Meine liebe Frau.

Ich schreibe Dir, ohne daß ich rechten Stoff hätte. Heute vormittag war ich von 12 bis 3 in der National-Galerie, deren erste Hälfte ich neulich bloß besprochen habe,[1] und ging bei hellem Sonnenschein zurück; hier hatte ich den Rosenth.-Tor-Omnibus benutzt, der für alle Gänge in die Stadt fast der beste für uns ist; er passiert Schauspielhaus, Opernhaus, Schloß, Museum etc. Auf dem Heimwege ging ich natürlich die Linden hinunter und wurde wieder recht an mein englisches Wort vom „nine-days-wonder"[2] erinnert. Vor dem Hause No. 18 sah ich mir auch den Baum an, der von einigen zwanzig Schrotkörnern getroffen und gestreift wurde. Es müssen 2 furchtbare Schüsse gewesen sein und N. ein brillanter Schütze. Wie schnell wird heute gelebt und vergessen! Von den 280 Ertrunkenen, von dem Verlust eines Schiffes, das 8 Mill. Mark gekostet,[3] spricht kein Mensch mehr, das „Attentat"[4] machte jedes andre Interesse tot, und nun ist auch das Attentat schon wieder halb beiseite gelegt. Der Kaiser wird wieder genesen, Nobiling wird sterben und damit basta; „gehen wir", wie mein Freund Behr[5] damals sagte, „zu interessanteren Gegenständen über". Das einzige, was die Menschen noch länger als 3 Tage in Anspruch nimmt, ist eine Sängerin, ein Sensationsroman und die Meininger[6].

Die heut. Nummer der Kreuz-Zeitung, die ich beilege, enthält so ziemlich alles, was zu wissen not tut; aus dem Extra-Blatt ersiehst Du die Zimmer-Beschaffenheit, auch ist der Brief des „jungen Börsenmannes" (höchst lächerliches Wort) gut und anschaulich. Die „Gegenwart"[7] schicke ich wegen Lindaus[8] Kritik über das „Wintermärchen" mit; ich bin nur an ein paar Stellen mit ihm

einverstanden. Das Dejeuner bei ihm war sehr interessant; namentlich mit Dohm[9], der ein liking für mich zu haben scheint, habe ich mich angefreundet; wir konnten nicht voneinander los, so daß die andern schließlich lachten.

Die Ausstellung in der Nat.-Galerie hat mich sehr interessiert; sie besteht aus mehr als tausend Blättern von Funk[10], Mintrop[11], Elsasser[12] und L. Richter[13]. Wenn auch der zweite Artikel gedruckt sein wird, schick ich Dir beide, auch die Kritiken über Frau Erhartt und die Haverland[14]. Graf v. d. Goltz kommt nach Erfurt als Hauptmann im 36. Füsilier-Regiment. – Ich sollte am Sonntag mittag bei Stockhausens[15] sein, dann am Montag abend, dann am Mittwoch abend (morgen). Aber es zerschlägt sich wieder; ich muß morgen in den „Wilhelm Tell". Am Donnerstag oder Freitag, wenn irgend möglich, will ich nach Potsdam (zu Hesekiels)[16] und am Montag zu Bleibtreus[17]. Diese Theater-Wirtschaft muß doch endlich ein Ende nehmen; von Sonnabend bis Sonnabend viermal, und die beiden langen Bilderbesprechungen, das ist zuviel. Da muß man Pietsch[18] sein. Er schreibt doch zu breit. Nächstens schicke ich Dir einen Aufsatz von ihm mit; vergleiche dann mal. Er verwendet seine großen Kräfte nicht richtig; auch darin fehlt wohltuende Ordnung. – Heute in der National-Galerie traf ich Frau Prof. Kaselowski[19] und gleich nachher Ottomar Beta[20]. Er wirkt doch nicht sehr erquicklich. – Der Sonntag bei Heydens[21] war sehr angenehm; Türckheims[22] natürlich sehr aufgeregt; als Gesandte des Karlsruher Tochter-Hofes haben sie den Schuß halb mitgekriegt. – In der Nat.-Galerie, bei meinem ersten Besuch am Freitag, traf ich auch Frau Amtsrätin Karbe, geb. Flender[23]; Gott, wie kann man sich so verplatten. Karbe, Christentum und dabei immer und ewig in andren Umständen. Dabei sprach sie von ihren „Zwillingen" und streckte den Bauch so vor, daß ich ihr schon sagen wollte: Hören Sie, sehen Sie sich vor; Ihrem Karbe, wenn er mit Christentum segelt, ist alles zuzutrauen. „Und was geschah, kann wieder geschehn", schließt Scherenbergs Waterloo-Gedicht[24]. Katharina Diez stand daneben, so klein und niesig, daß ich das Gefühl hatte: „Gott, *die* hätte auch noch Platz!"

Ergeh es Dir gut. Dein

Th. F.

Anmerkungen

Der vorstehend abgedruckte Brief gehört zu dem seit 1945/47 vermißten Verlagerungsbestand des Theodor-Fontane-Archivs. Das Original wurde am 8. Mai 1969 auf einer Auktion der Westberliner Galerie Gerda Bassenge versteigert. Das Fontane-Archiv versuchte vergeblich, den ihm rechtmäßig zustehenden Brief zurückzukaufen; der uns unbekannte Einlieferer bestand trotz der Bemühungen der Auktionsfirma, das Autograph abzusetzen, auf Versteigerung (laut Katalog 1800,– DM). Unter diesen Umständen sieht sich die Redaktion der „Fontane-Blätter" genötigt, den Brief nach der Abschrift von Emilie Fontane zu veröffentlichen. Der Text befindet sich im Theodor-Fontane-Archiv, „dessen Briefbestände", wie Kurt Schreinert 1963 im Band 2 des „Jahrbuchs der Stiftung Preußischer Kulturbesitz", S. 117, schrieb, „vorwiegend leider nur aus Abschriften bestehen, die uns aber ebendeshalb um so wertvoller sind, als sich darunter auch Kopien zahlreicher bislang unbekannter oder verschollener Fontane-Briefe befinden und ungezählte Originalbriefe in den letzten Kriegstagen an ihrem Auslagerungsort im Osten der Mark Brandenburg in Diebeshände gefallen sind".

1 In Vertretung Ludwig Pietschs für die „Vossische Zeitung".

2 Fontane an seinen Sohn Theodor am 2. November 1895: „‚Auch das Packendste lebt höchstens 9 Tage', ist ein englisches Sprichwort. Gewiß ist es auch gut so. Nur im Einzelfall mal schmerzlich." Zitiert nach: Fontanes Briefe in zwei Bänden, ausgewählt und erläutert von Gotthard Erler, Berlin und Weimar 1968, Band 2, S. 385, wo dieser Passus zuerst gedruckt ist.

3 Während eines Ausweichmanövers waren am 31. Mai 1878 bei klarer Sicht vor der Südküste Englands die deutschen Panzerschiffe „König Wilhelm" und „Großer Kurfürst" zusammengestoßen. Der „Große Kurfürst", der erst 1875 vom Stapel gelaufen war, sank sofort und riß 274 Matrosen mit in die Tiefe. Fontane führte das Unglück auf die Unfähigkeit der Marineoffiziere zurück. Am 8. Juni 1878 schrieb er an seine Frau: „. . . jeder generalstäblert, schlägt Schlachten auf dem Papier und kann keine Sektion über den Rinnstein führen. Alles immer von höchsten Gesichtspunkten aus, alles immer im Zusammenhang mit Wissenschaft und Ewigkeit, und das Kleine, das recht eigentlich das Leben ausmacht, geht darüber verloren. Jeder hält sich für das Größte berufen, und das Kleinste kann er nicht."

4 Am 2. Juni 1878 schoß Karl Eduard Nobiling (1848–1878) vom Haus Nr. 18 in der Straße Unter den Linden auf Wilhelm I., der dabei schwer verwundet wurde. Nobiling starb am 10. September – noch vor seiner Verurteilung – an den Folgen eines Selbstmordversuchs. Bismarck benutzte das Attentat, das nachweislich nichts mit der Tätigkeit der Sozialdemokratie zu tun hatte, als Vorwand, die Sozialdemokratische Partei zu verbieten („Sozialistengesetz" vom 21. Oktober 1878).

5 Fontane zitierte das Wort des Reichstagsabgeordneten, Gutsbesitzers und Fischzuchtexperten Friedrich Felix von Behr-Schmoldow (1821–1892) sehr häufig als Ausdruck kaltschnäuziger Überheblichkeit.

6 Das Meininger Schauspielerensemble, das durch vorbildliche Inszenierungen die Theaterarbeit reformierte und nachhaltige Impulse gab, wurde zwischen 1874 und 1890 durch Gastspielreisen weltberühmt.

7 „Die Gegenwart. Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben" (1872–1918).

8 Der Schriftsteller und Publizist Paul Lindau (1839–1919) hatte die Wochenschrift „Die Gegenwart" 1872 in Berlin gegründet; er redigierte sie bis 1882.

9 Ernst Dohm (1819–1883), Publizist und satirischer Schriftsteller in Berlin; langjähriger Redakteur des „Kladderadatsch".

10 Heinrich Funk (1807–1877), Landschaftsmaler.

11 Theodor Mintrop (1814–1870), Maler.

12 Julius Albert Elsasser (1814–1859), Landschaftsmaler.

13 Ludwig Richter (1803–1884), Maler und Radierer.

14 Am 31. Mai 1878 gab Luise Erhartt (1844–1916) als Maria Stuart ihre Abschiedsvorstellung im Königlichen Schauspielhaus, dem sie seit 1865 angehört hatte. Am 1. Juni 1878 stellte sich Anna Haverland (1851–1908), die, vom Hoftheater Dresden kommend, am Königlichen Schauspielhaus engagiert worden war, in der Rolle der Jungfrau von Orleans vor. Fontane berichtete über diese Aufführungen am 2. und 4. Juni in der „Vossischen Zeitung".

15 Die Familie des Konzertsängers und Dirigenten Julius Stockhausen (1826–1906) war mit Fontanes befreundet; besonders enge Beziehungen bestanden zwischen Clara Stockhausen und Emilie Fontane.

16 Die Familie des Schriftstellers und Publizisten George Hesekiel (1819–1874) lebte in Potsdam. Fontane war mit Hesekiel zusammen Redakteur an der Kreuzzeitung gewesen.

17 Die Familie des Berliner Schlachtenmalers Georg Bleibtreu (1828–1892).

18 Über Ludwig Pietsch (1824–1911) vgl. den Beitrag von Christa Schultze in diesem Heft.

19 Der Maler August Kaselowski (1810–1891), Professor an der Königlichen Kunstschule in Berlin, schuf vorwiegend Altarbilder.

20 Ottomar Beta (1845–1913), Schriftsteller.

21 Die mit Fontanes befreundete Familie des Malers August von Heyden (1827–1897).

22 Hans Freiherr von Türckheim (1814–1892) war von 1864 bis 1883 badischer Gesandter in Berlin.

23 Eine Tochter von Adam und Gertrud Flender, in deren Berliner Salon Fontane seit den fünfziger Jahren verkehrte. Gertrud Flender war eine Schwester der Schriftstellerin Katharina Diez (1809 bis 1882).

24 Christian Friedrich Scherenbergs (1798–1881) „Waterloo"-Gedicht war 1849 erschienen.

– Gotthard Erler –

Universitäts-
bibliothek
Potsdam
Inventarnr.
09007438
2203

GOTTHARD ERLER (Berlin)

„... daß das Kleine bestimmt sei, zu Großem zu führen" Der unveröffentlichte Romanentwurf „Melusine von Cadoudal"

Unter den Beständen des Theodor-Fontane-Archivs in Potsdam befindet sich ein Romanentwurf, der von der Forschung zwar schon mehrfach herangezogen wurde (vgl. u. a. Renate Schäfer, Fontanes Melusine-Motiv; in: Euphorion, Bd. 56/1962, S. 69 ff.), jedoch bislang nicht gedruckt war. Selbst Walter Keitel, der im fünften Band der Hanser-Ausgabe (München 1966) ein halbes Hundert Fontanescher Entwürfe und Stoffsammlungen dankenswerterweise zugänglich gemacht hat, ist an dieser Skizze vorübergegangen.

Dabei markiert sie nicht nur eine bemerkenswerte Phase in Fontanes Rezeption des Melusine-Motivs und ist nicht allein als Präfiguration der Rolf-Krake-Episode im „Stechlin" aufschlußreich; das Brouillon „Melusine von Cadoudal" legitimiert sich vielmehr durch sein Thema als ein eigenständiger, spezifisch Fontanescher Erzählansatz. Was Fontane im Sommer 1895 – der „Likedeeler"-Plan ist noch nicht aufgegeben, das „Stechlin"-Projekt beginnt gerade erst zu keimen – zur erzählerischen Gestaltung reizte, das war offenbar das Motiv von der moralischen Überlegenheit der Unterlegenen, vom ethischen Vorteil der Benachteiligten – ein Motiv, das ihn wie die Melusine-Gestalt ein Lebenlang beschäftigt hat.

So schrieb er etwa am 11. April 1850 in seiner letzten Korrespondenz für die „Dresdner Zeitung": „Der ungarische Feldzug [gemeint ist die brutale Unterdrückung des ungarischen Freiheitskampfes 1849] hat eine doppelte Lehre gegeben: er hat gezeigt, welcher unendlichen Kraftanstrengungen ein begeistertes Volk fähig ist und wie kümmerlich die Mittel sind, auf wie *tönernen Füßen* der Riese steht, mit welchem man jene Kraft niederhalten und, wenn's sein muß, vernichten will. Der Himmel bedient sich immer der Kleinen und scheinbar Machtlosen zu seinen größten Zwecken. Goliath unterlag dem David, die Blüte österreichischer Macht zerschellte bei Sempach, und was geschah, kann wiederum geschehen." Entsprechend heißt es in einem Brief an Henriette von Merckel vom 20. September 1857 gelegentlich des Sepoy-Aufstandes in Indien: „Man hat ein Volk, das, in ähnlicher Weise wie die Italiener, Anspruch auf unsre Sympathien, auf Bewunderung ihrer hohen Geistesgaben hat, oft mit Brutalität, immer aber mit stupider Selbstüberschätzung niedergetreten, und ich freue mich stets, wenn in Fällen solcher oder ähnlicher Unbill der Rückschlag kommt und wenn die getretene Schlange siegreich nach jener Stelle zischt, wo die überlegene, aber rohe Kraft verwundbar geblieben ist."

Dieses Motiv läßt sich bis zu den zahlreichen plebejischen Frauengestalten in Fontanes späten Romanen weiterverfolgen, in denen ebendiese „Kraft der Schwachen" überzeugend Gestalt gewinnt. Und „Melusine von Cadoudal" sollte sich, soweit das die überlieferten Aufzeichnungen erkennen lassen, sogar leitmotivisch mit diesem Gedanken auseinandersetzen. Freilich wird Fontane sehr bald gespürt haben, daß die Banalität der skizzierten Handlung dieses Thema nicht zu tragen vermocht hätte, und da überdies die Figur der Melusine Barby-

Ghiberti im „Stechlin" die wesentlichen Elemente (mythologische Verwandtschaft, Begriff der Demut) in viel sublimierterer Form in sich aufnahm, blieb „Melusine von Cadoudal" (die – um ein Fontane-Wort zu variieren – neben Melusine von Barby nicht bestehen kann) Entwurf. Ein Entwurf allerdings mit manch reizvollen Ansätzen. In der Stachelbeerenszene und in der ironisierten Traurede, im Gespräch über die „Schulfuchser" in der Armee und im Hinweis auf Gambetta und die französische Revanchepolitik um 1875 ist der „alte Fontane" ganz und gar gegenwärtig.

Das Konvolut „Melusine von Cadoudal" umfaßt 22 kleinformatige Blätter. Der Text ist mit Tinte auf die Rückseiten von Briefkonzepten Fontanes sowie von zerschnittenen Briefen verschiedener Korrespondenzpartner an Fontane (u. a. Rodenberg, Brahm) geschrieben. Diese Briefe legen auch die Datierung auf den Sommer 1895 nahe. Vermutlich im September 1895 nahm der Dichter den wahrscheinlich im Juni/Juli entstandenen Entwurf wieder vor und notierte auf einem weiteren, großformatigen Blatt unter der Überschrift *Melusine* (vgl. unten) seine Korrekturen an der Charakteristik der Heldin, die – wie meist in Fontanes Manuskripten – wieder in erzählenden Text übergehen („Erstes Gespräch zwischen ihm und ihr"). Die Datierung dieser nachträglich fixierten Bemerkungen ergibt sich aus einem auf diesem Blatt aufgeklebten und mit beschriebenen Teil eines Briefes von der Redaktion „Die Romanwelt" mit dem Poststempel „10. Sep. 95".

Melusine von Cadoudal

Bescheidne Pension, außerdem war ihr (in einer kl. Stadt) ein Haus zugefallen, dessen Parterre sie bewohnte. Der erste Stock stand leer. Außerdem waren Hofgebäude da und ein Stall. Alles – die Pension stammte aus einer Familienstiftung – hatte einem alten Anverwandten gehört, der sehr entfernt war, aber dem Fräulein Melusine, als der einzigen Trägerin seines [*danach gestrichen:* berühmten] Namens, das Haus hinterlassen hatte. Der Stall führt nun zu dem Eheglück des Paares.

Melusine hatte wenig Verkehr in der Stadt, trotzdem es an Standesgenossen beiderlei Geschlechts nicht fehlte. Die Schwierigkeit lag in ihrer Kirchlichkeit, richtiger in ihrem Bekenntnis. Wäre dies von einer gewissen Allgemeingültigkeit gewesen, hätte sie sich als Herrnhuterin, als Quäkerin, als Methodistin, als böhmische Brüdergemeinde (noch einige halb komische aufzählen) rubrizieren lassen, so wäre vielleicht ein Finden Gleichgestimmter möglich gewesen, sie hatte sich aber eine eigne Religion zurechtgemacht, in der bestimmte Sätze der schärfsten Orthodoxie (grade diese bevorzugte sie) mit vollkommner Freiheitlichkeit – Freigeisterei wäre nicht das rechte Wort gewesen – wechselte, so daß ein Sichfinden auf diesem willkürlich aufgezimmerten Glaubenspodium sehr unwahrscheinlich war. Sie hatte sich auch darin ergeben und fand ihr Genügen darin, an allen Wohltätigkeitsvereinen, sie mochten einen Namen

haben, welchen sie wollten, teilzunehmen. Immer zu ihrem [*danach gestrichen:* bescheidnen] Teile, denn ihre Mittel waren sehr bescheiden. Sie war in der Stadt sehr beliebt und sehr angesehn, sowohl um ihres Namens wie ihres Wandels und ihrer Herzensgüte willen, ganz besonders bei den alten pensionierten Offizieren, deren eine ziemliche Zahl in der kleinen Stadt lebte, jeder gefiel sich in Aufmerksamkeiten, am meisten der alte Oberst Krake von Tordenskjöld, der zuletzt Kommandeur eines pommerschen Festungsartillerie-Regiments gewesen war. Er war erst Mitte Funfzig, gut aussehend [*danach gestrichen:* sehr artig, sehr], ebenso ritterlich gegen Damen, wie er bärbeißig im Dienst gewesen war – und hätte sich in Myslowitz, wo er seit einem Jahr lebte, ganz glücklich gefühlt, wenn er nicht in ewiger Not mit seinem Pferde gewesen wäre. Die Stadt hatte keine Ställe und was es davon hatte, war von so plebejer Natur, so durch Ackergäule verseucht, daß es ihm widerstrebte, sein schönes Pferd, das er noch bei der Kanonade von Wörth geritten hatte, darin unterzubringen.

„Ja, Krake", sagte ein andrer alter Oberst, „sonst hieß es ein Königreich für ein Pferd, jetzt heißt es bloß noch ein Königreich für 'nen Stall. So kommt man runter ... Wir müssen sehn, daß wir wieder eintreten." Aber davon wollte Krake von Tordenskjöld nichts wissen. Er hatte 2 Jahr lang in der Furcht vor dem blauen Brief gelebt und war froh, aus diesem Bangen herauszusein. Es war ein Gasthaus da, wo Krake seinen Frühschoppen nahm, in dessen Stall stand das Pferd wie auf Borg. „Herr Oberst werden schon mal was finden, bis dahin [*danach gestrichen:* muß] wird es schon gehn." Der Gasthausbesitzer wollte nämlich selber Pferde einstellen, um, wenn Gäste ins Gebirge wollten, die Fuhren [*darüber:* Pferde] selber stellen zu können.

*

Es war um die Stachelbeerzeit. Melusine von Cadoudal hatte den ganzen Morgen über in ihrem Garten gepflückt und war noch an demselben Vormittage an ein Einkochen gegangen, eine alte Kochfrau war ihr dabei an die Hand gegangen und hatte dabei ein halb wissenschaftliches Gespräch mit Melusine geführt.

„Ich nehme jetzt immer eine Prise von einem weißen Pulver [*danach gestrichen:* das sie Salizyl nennen], den Namen will ich lieber nicht sagen, weil er falsch sein könnte, und dann lachen die Herrschaften, aber es ist was, was alles Verderben hindert, und wenn man viel davon nimmt, ist es gegen Vergiftung und Rheumatismus." Melusine hatte von dieser Neuerung nichts wissen wollen und sich darauf berufen, daß man's [*danach gestrichen:* mit mehr Zucker] auch zwingen könne, wenn man's recht fest und recht süß einkoche. Und nun standen die Gläser da und kühlten aus, und gegen Abend band Melusine die Glashafen mit Pergamentpapier zu und schrieb drauf: Eingemachtes. Stachelbeeren. 6. 6. 75. Dann stellte sie die Gläser auf das Fensterbrett des offnen Küchenfensters und sah über den Hof fort in den dahintergelegenen Garten hinein, auf dessen mit Strauchobst besetzten Mittelgang die schon tief stehende Sonne schien. Ein Gefühl des Dankes über den kleinen freundlichen Besitz, in dem sie nun schon 7 Jahre lebte, kam über sie, aber doch auch eine

gewisse Bedrückung über die kleinen und engen Verhältnisse, drin sie lebte und die in keinem rechten Verhältnisse zu der stattlichen Wohnung standen. Sie war eine Hausbesitzerin mit Hof und Garten und Taubenhaus und Stallgebäuden, und doch fehlte es oft an dem Nötigsten. Ob ihre bretonischen Ahnen auch so arm gewesen. Ob George Cadoudal ... Nein, wer den Mut zum Widerstande hat, den drücken keine kleinen Sorgen. Sie war glücklich und unglücklich zugleich und hing Plänen nach, die sie schon seit einiger Zeit beschäftigten, von denen sie aber aus Scheuheit und um ihres vornehmen Namens willen immer wieder Abstand genommen hatte. Sie schien aber diesmal zu einem andren Entschlusse gekommen zu sein, und als sie die kleine Lampe angezündet und sich in ihr Vorderzimmer begeben hatte, setzte sie sich an einen Rokokoschreibtisch, auf dessen Hochstück einige Ständer mit Miniaturporträts standen, und schrieb einen Zettel, den sie durchlas, nochmals korrigierte, und [*danach gestrichen:* dann in ein Couvert steck] klingelte dann nach der Dienerin, die das Zettelchen [*danach gestrichen:* auf die Redaktion] zu Buchdrucker Striegau [*darüber:* Striegler], bei dem der „Glatzer Bote" erschien, tragen [*darüber:* bringen] sollte. Die Insertionskosten hatte sie sorglich berechnet und noch einen Zuschlag gemacht, um die alte Dienerin nicht einer Verlegenheit auszusetzen.

*

Am zweiten Tage danach saß [*danach gestrichen:* Oberst] Krake von Tordenskjöld im „Blauen Stern" und unterhielt sich wie gewöhnlich mit Kuring, der selbst ein alter Soldat war, über Kriegs- und Friedenszeiten.

„Ich glaube, Herr Oberst, es geht bald wieder los. Diese Nation da drüben is nun mal so, und dieser Gambetta, der nich mal ein richtiger Franzose ist, gefällt mir gar nicht. Er redt wohl immer vom Frieden, aber das kennt man; eh wir sie nich noch mal vor die Klinge gekriegt haben, eh wird es nichts. Und ich denke mir, wenn es losgeht, ist Herr Oberst auch wieder dabei."

„Ach, lieber Kuring, ich denke gar nicht daran, es sind da jetzt so viele minderwertige Leute, die denken, sie verstehen's; ich sage Ihnen, Schulfuchser sind es, Bücherwürmer. Und da kommt der erste beste hergelaufen und denkt, er ist es. Glauben Sie mir, Kuring, es ist wie mit den Juden. Die haben den Handel im Blut und das Geld und die Advokatenkniffe, und wir haben den [*danach gestrichen:* Krieg] Soldaten im Blut und können befehlen. Ohne Adel geht es nicht. Ich hatte auch solchen Schulfuchser, is jetzt obenauf. Und die regieren jetzt, die haben das Heft in der Hand, ich spiele nicht mehr mit. Und ich bin froh, wenn ich meinen braunen Wallach mal beim Schützenfest habe, ein bißchen Geknatter und ein bißchen Pauke. Wenn ich nur erst einen Stall hätte. Denn Ihnen seh ich's an, daß Sie mir bloß das Leid nicht antun wollen."

„Aber", sagte Kuring und ging auf den Tisch zu, wo die Zeitungen lagen, „aber haben denn Herr Oberst nicht den ‚Boten' gelesen, letzte Nummer heute früh; ich glaube, das wäre was für den Herrn Obersten." Und dabei wies er auf die erste Seite, wo die Anzeigen standen.

Krake wehrte ab und sagte: „Lesen Sie, Kuring; ich habe meinen Kneifer vergessen, und dann flimmert mir's so. Bitte, Kuring, lesen Sie."

Der Wirt stellte sich denn auch ans Fenster und las: „In dem Hause Blücherstraße 15 ist ein Stallgebäude [*darüber:* Stall und Zubehör] für zwei Pferde zu vermieten. Nähere Auskunft erteilt Melusine von Cadoudal, Stiftsfräulein."

Krake nahm das Blatt aus Kurings Hand und hielt es weit ab, um sich auf die Weise die Möglichkeit des Selbstlesens zu verschaffen, und sagte dann: „Alle Wetter, Kuring, das wäre was. Das ist ein Glückstag für Sie und mich. Sie kriegen den Platz frei, und ich finde ein Unterkommen. Wenn ich sage ‚ich', meine ich die Stute, die übrigens wichtiger ist als ich selber. Und bei der Cadoudal. Ich sehe sie dann und wann, wenn ich durch die Blücherstraße reite. Wie alt mag sie sein? Noch keine Funfzig. Proppre Person; [*danach gestrichen:* etwas] ein bißchen sehr schlank. Aber eine Cadoudal ist eben keine Fleischmadam. Was meinen Sie, Kuring, ich werde gleich gehn; so halb gefrühstückt ist besser wie ganz. Ihr Ungar wird überhaupt immer schwerer. Sie lachen. Na, ich weiß schon, was Sie denken; Krake wird immer älter. Aber ich sage Ihnen, ich bin noch gar nicht so alt. Und dann, ich bin nie Sausewind gewesen, immer geschont. Und darauf kommt es an. Stall und Zubehör. Da wollen wir doch gleich mal sehn. Adieu, Kuring."

*

Melusine von Cadoudal saß auf einem Trittbrett am Fenster, so daß sie fast wie ein Kniestück wirkte. Myrthen und Pelargonium (deutsches Wort), über die sie hinwegragte, ließen sie noch größer erscheinen, als sie war. Über ihr hing ein Bauer mit einem Kanarienvogel; in ihrer Hand hatte sie eine Tuchstickerei mit Goldfäden, für einen Bazar für getaufte Negerkinder bestimmt. Als sie aufsah, sah sie, daß Krake von Tordenskjöld grüßte, und einen Augenblick später trat die alte Katharine ein, um den Herrn Obersten zu melden.
„Ich lasse sehr bitten ..."

*

Der Prediger, der traute, war ein guter, aber etwas liebedienerischer und nicht allzu geschmackvoller Herr, der, weil er in Erfahrung gebracht, was die beiden zusammengeführt, ziemlich viel von dem Stall zu Bethlehem sprach, über dem ein Stern gestanden. Auch die Hirten kamen und die drei Könige aus Morgenland, aber der [*danach gestrichen:* Stall war] jedesmal mit vibrierender Stimme vorgetragene „Stall" blieb das Leitmotiv und daß das Kleine bestimmt sei, zu Großem zu führen. Wer das Leben im Lichte der allein maßgebenden Erkenntnis betrachte, finde dies immer neu bestätigt. Eine Fülle von Trost und Erhebung liege darin. Er sprach so noch eine Weile weiter, nur mit dem Unterschiede, daß er zuletzt das Wort Krippe bevorzugte. Krake, wenn die maßgebenden Worte kamen, bestätigte durch leises Kopfnicken jedesmal seine persönliche Zustimmung, und viele neugierig Erschienenen taten ein Gleiches, nur Melusine fühlte [*darüber:* hegte] Bedenken und sprach sie, als sie ihre Hochzeitsreise antraten, auch aus. Krake nickte auch zu diesen Bedenken und sagte dann, während er ihr die Hand küßte: „Nun ja, Melusine. Wenn er die Sache verklären mußte, so hat er sie zu voll verklärt. Es war ein gerüttelt und geschüttelt Maß. Aber sei nicht zu demütig in deinem Gefühl. Du warst eine Cadoudal und bist eine Krake von Tordenskjöld. Laß uns demütig sein, aber meiden wir ein Zuviel."

[*Daneben in der rechten oberen Ecke:* Erstes Gespräch zwischen ihm und ihr.] *Melusine v. Cadoudal.* Ich muß sie nicht (wie auf den kl. Einzelblättern geschehn, namentlich da, wo sie auf dem Trittbrett sitzt, sie muß dadurch bloß, in einer gewissen Koketterie, größer erscheinen wollen) – also ich muß sie nicht als lange hagre Stakete, sondern als kluge, feine, zierliche Französin mit etwas Koketterie schildern. Ihre halbe Lusignan-Mutter. In der Taufe darauf hin: Melusine. Das Mißliche davon. „Die Leute sehen mir nach den Füßen, und weil ich lange Kleider trage, nur desto mehr. Und dann sehen sie auch nach meinem Gesicht. Das Volksmärchen spricht bekanntlich von der schönen Melusine; da ist mir's denn beschieden, immer nur enttäuschte Gesichter zu sehn. Nicht angenehm, auch wenn man nicht allzu eitel ist."

Sie erwartet nun, als man auf *seinen* Namen (Krake v. Tordenskjöld) kommt, er werde von Uradel sprechen, von Thor oder Odin. Sie sagt ihm das auch unbefangen. Er lächelt und verneint. „Eher ginge es noch mit Krake. (Rolf Krake.) Krake, das ist wirklich was sehr Altes." Sie lachte ganz heiter. „Sie lachen, und ich weiß auch warum. Aber Sie sind doch auf einer falschen Fährte. Krake. Im Skandinavischen steht es doch anders damit. Krake ist Zwerg. Und gleich nach den Riesen kommen die Zwerge. Eigentlich sind sie noch mehr, denn sie sind klüger als der Große. Alle die, die in der Geschichte das Beiwort groß führen, waren klein. Ich will mich aber nicht drin vertiefen ..." Er führt dann weiter aus, früher sei er für Uradel gewesen, jetzt aber denke er anders darüber. Vom Uradel wisse man gar nichts. Bei dem Neu-Adel wisse man doch aber immer warum und wenn es auch nur das liebe Geld wäre. Melusine seufzte mit.

Theodor Fontanes Briefe an Ludwig Pietsch

Eingeleitet und kommentiert von CHRISTA SCHULTZE (Berlin)

I

Zwei Tage nach Fontanes Tod veröffentlichte Ludwig Pietsch in der „Vossischen Zeitung" persönliche Erinnerungen an den Verstorbenen, in denen er ihres freundschaftlichen Verkehrs und der daraus entsprungenen Korrespondenz gedachte. Er schrieb: „Leider erst verhältnismäßig spät im Leben habe ich seine persönliche Bekanntschaft gemacht. Aber bald genug habe ich diese Bekanntschaft als eine der besten Errungenschaften meines Lebens, das freundschaftliche Wohlwollen, das er mir immerdar bewiesen hat, als eins der köstlichsten Güter, das uns gewährt werden konnte, erkennen und schätzen gelernt ... In den ersten siebziger Jahren, nachdem wir uns näher gerückt waren, erschien er auf meine wiederholten Bitten wohl von Zeit zu Zeit in meinem Hause, in dem sein Sohn, der Offizier und Lehrer an der Kadettenzentralanstalt war und den ihm der Tod so früh entriß, häufig ein lieber Gast war. Jede Stunde, die Theodor Fontane uns da schenkte, erschien mir und den Meinen immer als eine wahrhaft geweihte. Es war uns stets so, als wäre ein Schimmer von dem poetischen Glanz, den er ausstrahlte, zurückgeblieben, wie der Schimmer, welcher noch lange den Abendhimmel vergoldet, nachdem die Sonne selbst lange gesunken ist. Den Balkon meiner hochgelegenen Wohnung, von dem herab man damals, noch von keinen Straßen und Häusern gehemmt, weit über die Felder und Parks bis nach Wilmersdorf und dem Grunewald sehen konnte, und der Aufenthalt darauf erfreute sich der ausgesprochenen Gunst Fontanes. So sehr, daß er ihm zu einer gewissen literarischen Unsterblichkeit verholfen hat. Den Balkon der Wohnung des Helden seines klassischen Romans ‚Irrungen, Wirrungen' und der alles ‚so komisch' findenden jungen lustigen kleinen Frau hat er treu dem unsern nachgeschildert, wie er es mir selbst gestanden hat ...

Die mündlichen Gespräche Fontanes mit seinen Freunden erfuhren immer noch eine besonders köstliche Ergänzung durch seine kurzen Briefe, die er bei den verschiedensten Anlässen rasch aufs Papier warf und ihnen ins Haus sendete. Jeder bereitete seinem Empfänger eine frohe Stunde. Nach jedem Artikel von mir, der ihm ganz besonders gefallen hatte, – und ich fühlte immer instinktiv, wenn einer von den zahllosen, die ich für unsere Zeitung schrieb, dies Glück haben sollte, – traf gewöhnlich noch an demselben Tage so ein Brief (er selbst nannte diese Art von Episteln seine ‚Liebesbriefe') an mich ein, der nach der immer gleichen Anrede ‚Teuerster Pietsch' gewöhnlich auf zwei bis drei groß und weitläufig geschriebenen Seiten seiner freundlichen Meinung über den betreffenden Artikel und einzelne Stellen desselben den originellsten, geistreichsten und graziösesten Ausdruck gab und noch durch mannigfache Nebenbemerkungen und Anspielungen über und auf andere Personen und Gegenstände höchst ergötzlich bereichert war."[1]

Von diesen Briefen an den „teuersten Pietsch", deren ursprüngliche Anzahl unbekannt ist[2], werden im folgenden zweiunddreißig zum erstenmal im Zusammenhang und ausführlich kommentiert abgedruckt. Zweien liegen die unveröffentlichten Originale (im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar und im Fontane-Archiv Potsdam), der Hauptmasse von sechsundzwanzig die Schreibmaschinenabschriften im Fontane-Archiv zugrunde. Neun dieser nur in Abschrift erhaltenen Briefe sind bislang unbekannt; in drei weiteren Fällen vervollständigt unsere Neupublikation den früheren lückenhaften Drucktext (Brief 7, 9 und 11); vier Briefe folgen dem Erstdruck von 1936 bzw. 1943.

Die hier vorgelegten, im Zeitraum eines Vierteljahrhunderts, von März 1872 bis Juni 1898, geschriebenen Briefe[3] vermitteln ein anschauliches und scheinbar unauswechselbares Bild herzlicher, auf die Familien ausgedehnter Freundschaftsbeziehungen, die auf Fontanes Seite in erster Linie von der Bewunderung für des Partners außergewöhnliches plastisches Schilderungsvermögen, auf Pietschs Seite, ganz im Einklang mit den eingangs zitierten Erinnerungen, von der Verehrung für den Menschen und Dichter Fontane und darüber hinaus von der ständigen Einsatzbereitschaft seiner Feder zugunsten des Begnadeteren geprägt sind. Wie aber verträgt sich dieses Bild mit Fontanes mitunter wenig freundschaftlich anmutenden Äußerungen über den Kollegen in seinen Briefen an beiderseitige Bekannte? Solche Äußerungen stehen unmittelbar neben anerkennenden und mitfühlenden und gipfeln in der Konstatierung eines „totalen Defizits von Charakter, Anstand, Gesinnung" (22. Oktober 1886) in dieser „merkwürdigen Mischung von Genie und Fanfaron" (17. Oktober 1892). Diese und ähnliche Bemerkungen in den vor anderthalb Jahrzehnten an die Öffentlichkeit gelangten Briefen an Friedlaender[4] sind es vor allem, die einer negativen Beurteilung L. P.'s Vorschub leisten, obgleich auch schon in früher veröffentlichten Briefen an Friedrich Stephany Fontanes kritische „Mäkelsucht" seinen „Meister der Presse"[5] gelegentlich ins Gebet genommen hat. Dieser Widerspruch verlohnt eine Betrachtung ihrer Beziehungen, die anregen will, spielte doch der so Gescholtene und Gelobte eine auch für die Nachwelt nicht uninteressante Rolle im damaligen literarischen und künstlerischen Leben. Der Freund Adolf Menzels, Theodor Storms und Iwan Turgenjews – vom ersten sind Einzelbriefe[6], von den beiden letzten ganze Briefsammlungen an ihn[7] erhalten – hatte nach nur zögernder Aufgabe des Malerberufes[8] die vornehmste Berufung darin gefunden, seine Sachkenntnis in bildender Kunst und Literatur, sein Einfühlungsvermögen und sein scharfes Auge für die schöpferischen Leistungen der von ihm als bedeutend erkannten Zeitgenossen einzusetzen. So wurde er – um nur die Berühmtesten zu nennen – zum Bahnbrecher Menzels und machte seit 1864 unermüdlich den großen russischen Realisten Turgenjew in Deutschland durch Besprechung seiner Werke, in Berlin auch durch mündliche Propaganda und Vermittlung persönlicher Kontakte bekannt. Fontane selbst verdankte Pietsch hinsichtlich seiner literarischen Auseinandersetzung mit seinem späteren „Meister und Vorbild" (vgl. Brief 19) ganz wesentliche Impulse.[9] Seine nachfolgend abgedruckten Dankeszeilen für Pietschs Nekrolog auf Turgenjew (vgl. Brief 17), die er unmittelbar nach der morgendlichen Zeitungslektüre als Ausdruck der Freude über die daraus empfangene Bereicherung niederschrieb, zeugen davon. Auch sein Pietsch rechtfertigender

Brief an Friedlaender vom 2. März 1886, der des ersteren „überaus feine künstlerische Empfindung auf literarischem Gebiete" betont und den Ausruf enthält: „Wie viel Schönes hat er über Storm, Turgenjew und viele andre geschrieben"[10], sind Beweis für dieses Verdienst seines Kollegen. Als eine besondere „journalistische Tugend" wird Pietschs „sich unterordnende Treue und Anhänglichkeit, eine Bescheidenheit, die entwaffnet", noch hervorgehoben, als sich an ihm die von Fontane mit Schauder ins Auge gefaßte Möglichkeit erfüllte, und er „rankehaft alt... dem Mitleidsobol einer von Pietät und ähnlichen Schnurrpfeifereien emanzipierten Jugend" (vgl. Brief 19) ausgeliefert war. Nach der Jahrhundertwende – Pietsch überlebte den fünf Jahre älteren Dichter um dreizehn Jahre – ließ diese Jugend weder seinen von Fontane einst verteidigten Stil[11] noch seine „kunstkritischen Nörgeleien" gegen die Moderne gelten. Er, der als Herold für die so ungleichen Meister Menzel und Arnold Böcklin auf den Plan getreten war, mußte, so berichtet Helene Vollmar 1911, „es sich gefallen lassen, daß er schließlich von dem Geschlechte von heute als ein Mann gekennzeichnet wurde, der Böcklin und Menzel nicht verstände."[12] Dem weiter oben zitierten Vertreter aus dem jungen Geschlecht des angebrochenen 20. Jahrhunderts war trotz aller Einwände gegen den „Naturburschen" im Leben und als Kunstrichter dies an dem ganz alten Pietsch das Bemerkenswerteste: „Er konnte sich noch enthusiasmieren, konnte Freund und Vertrauter werden; sein Talent treuer Hingabe belohnte ihn damit, daß er einer der Vertrautesten Turgenjews, daß er ein intimer Freund des Viardot-Garcia-Kreises in Baden-Baden und späterhin Theodor Fontanes war. Seine ehrliche Bescheidenheit offenbarte gleichsam ihre schöpferische Kraft in solchen Errungenschaften."[13]

Diese Worte eines seiner kunstkritischen Gegner treffen den innersten Kern von Pietschs Verhältnis nicht nur zu dem großen Russen, sondern auch zu Fontane. Seine vielen Besprechungen von Werken unseres Dichters[14], die im folgenden auszugsweise zitiert werden, bestätigen dies. Fontane selbst, der der zeitgenössischen Kritik im allgemeinen nicht zugestand, „den Lebenspunkt eines Dinges" zu treffen, 1878 zum Beispiel die an seinem eigenen ersten Roman geübte durchweg als „ungeheuer unbedeutendes Zeug" bezeichnete, ließ Pietschs Rezension auch andern gegenüber als Ausnahme gelten – wenn „auch nur zu guter Hälfte."[15] Wie sehr er sich aber schon früher in Wirklichkeit von Pietsch verstanden und im Wesentlichsten erkannt fühlte, zeigt ein Brief an einen unbekannten Journalisten von Anfang Dezember 1874, in dem er an einer Stelle auf Pietschs Besprechung der zweiten Auflage seiner „Gedichte" eingeht. Pietsch hatte geschrieben: „Fontane hat besonders aus der Ballade ein Studium gemacht... Wie ernstlich das Studium gewesen ist, beweisen seine in die Gedichtsammlung aufgenommenen meisterhaften, ton-, form-, geistgetreuen und doch freien Bearbeitungen jener Originale [der altenglischen Volksdichtungen – Ch. Sch.]... Die Schönheiten wie die Schwächen jener Muster finde ich auch in Fontanes verwandten eigenen Balladen wieder. Zu solchen Schwächen zähle ich die endlose Länge und – zuweilen – das die rechte poetische Wirkung beeinträchtigende Versmaß. Es gibt für diese kein so gefährliches, weil kein so ermüdendes, wie das in dem Balladenzyklus ‚Von der schönen Rosamunde' angewandte... Diese den englischen verwandten, englische historische Stoffe

behandelnden, meist blutig tragischen Balladen sind reich an hohen Vorzügen ... Eigenartiger aber wirken dennoch die echt vaterländischen Bilder und Balladen ... Der stark *epische* Zug in einem Poeten läßt selten den *lyrischen* zu gleicher Entwicklung und Bestätigung gelangen. Es überrascht daher nicht, wenn unter den Gedichten Fontanes die eigentlichen *Lieder*, jene Poesien, die ‚wie ein Hauch' der Dichterseele entströmten, wie ein solcher die des Lesers umschmeichelnd berühren und in die gleiche Stimmung tauchen, welcher sie ungesucht, ungewollt, ‚unkommandiert' erblühten, nur den kleinsten Teil bilden."[16]

Unter Beifügung dieser Besprechung schloß Fontane das erwähnte aus einer Selbstbiographie bestehende Schreiben an den unbekannten Journalisten, das einer ihm gewidmeten biographischen Skizze als Material dienen sollte, mit den Worten: „Ich erlaube mir, zwei Besprechungen, die in der letzten Woche erschienen sind, beizuschließen. Die eine, in der ‚Augsburger Allgemeinen Zeitung' von W. Lübke, die andre, in der Vossin, von L. Pietsch. Die erste ist viel schmeichelhafter, der zweiten merkt man an, daß einzelnes (beispielsweise das längere Gedicht ‚Von der schönen Rosamunde') den Herrn Verfasser stark ennuyiert hat. Dennoch werden Sie aus der zweiten mehr entnehmen können, als aus der ersten. L. P. trifft es besser und rückt dem Kern der Sache näher. Die *gelungensten* Sachen finden sich unter den Balladen und *dies* hätte L. P., schon von Freundschafts wegen, mehr hervorheben können, im übrigen aber hat er vollkommen recht, einerseits darin, daß ich kein Lyriker bin, andererseits darin, daß selbst das minder Gelungene unter den märkisch-preußischen Sachen immer noch mehr Lebenskraft und Lebensberechtigung hat als selbst das Gelungenste unter den Balladen. Denn diese letzteren bauen nur weiter aus, während jene ganz selbständig auf ihren zwei Beinen stehn."[17]

Also Freundschaftsbeweise und Einfühlungsvermögen, das auch Fontane anerkannte, auf der einen und gelegentliche üble Nachrede auf der andern Seite? Wie war Fontanes wirkliches Verhältnis zu „Deutschlands erstem Feuilletonisten", der seinen Freunden „voller Seligkeit" diente (Turgenjew)[18], dem großen Genie, aber „kleinen Charakter" mit der im „Quartalszynismus" „durchbrechenden Roheit" (Fontane)[19], der „kleinen Modegröße und feuilletonistischem Ratgeber der Hauptstadt und ihrer Bourgeosie" (Reuter)[20], dem Bohemien und Libertin (Schreinert)[21]? Diese im Gegensatz sich zuspitzende Mannigfaltigkeit in seiner Charakterisierung deutet in sich selbst an, was Fontane an ihm fesselte – denn für eine Strecke ihres Weges war es ein Gefesseltsein.

Der erste persönliche Kontakt fand Anfang der siebziger Jahre statt, nachdem Fontane am 15. August 1870 in die Redaktion der „Vossischen Zeitung" eingetreten war, für die Pietsch bereits seit 1864 als freier Mitarbeiter auf Honorarbasis tätig war.[22] Nach Beendigung ihrer Kriegsfahrten, die der eine als „feuilletonistischer Schlachtenbummler", der andre vom Verlag Decker beauftragt, Kriegsbücher zu schreiben, unternommen hatte, ergab sich seit Mitte 1871 zwangsläufig ein ständiger Verkehr, der im ersten Jahrzehnt ihrer Bekanntschaft sowohl beruflich als auch persönlich am engsten war. Am 3. Februar 1872 war Fontane zum ersten mal „auf einem der Pietschschen Zauberfeste", das er „höchst interessant"[23] fand. Im September darauf verkündete Pietsch den Lesern ihrer Zeitung, daß sein „verehrter Freund und Kollege Theodor

Fontane" im Bericht über die Kunstausstellung der Berliner Akademie für ihn eingetreten sei[24], was auch später noch, z. B. im September 1874, im Mai 1878 und im November 1881 der Fall sein sollte. Im Januar und April 1873 und im Juni und November 1874 schrieb Pietsch erste Kritiken über des Freundes „Wanderungen"[25], „Gedichte" und über die beiden erschienenen Halbbände „Der Krieg gegen Frankreich", 1878 und 1880 über dessen Roman „Vor dem Sturm". Umgekehrt verfaßte Fontane im Mai 1875 eine Besprechung von „L. Pietschs Handzeichnungen im Lokal des Berliner Künstlervereins"[26], im Juli 1879 über Pietschs „Olympia"-Buch und Anfang 1881 eine Pietsch-Biographie. In diesem Jahrzehnt standen sich nicht wie später der bekannte Dichter und sein Rezensent gegenüber, sondern der hochbezahlte, in seiner Position gefestigte Kunst-, Reise- und Gesellschaftsberichterstatter der „Vossischen Zeitung" und ihr nach Gubitz' Tod neuengagierter Theaterrezensent. Als langjährige hauptberufliche Journalisten waren sie an ein und derselben Zeitung um des Broterwerbs willen tätige Kollegen. Pietschs Besprechungen seiner Bücher vergalt Fontane in diesem Jahrzehnt mit gleichem Einsatz; seine in den Briefen enthaltenen kleinen Bitten sprechen die kollegiale Gefälligkeit des Partners an, der im Berliner Pressewesen mehr zu Hause war als er selbst. Pietschs Übergewicht in der beruflichen Sphäre führte z. B. zu der heute absurd anmutenden Rechtfertigung und indirekten Zurücknahme des eigenen, durchaus richtigen Urteils über den Maler Alma-Tadema vor dem geschulteren Fachmann (vgl. Brief 6). In ähnlicher Weise „verwirrt" entschuldigte er sich in Brief 5 für die nicht kenntlich gemachte Benutzung charakteristischer Stellen aus Pietschs Kriegsbuch[27], die nicht zuletzt wegen ihres Mitgefühls und der um Gerechtigkeit bemühten Unvoreingenommenheit des „zeichnerischen und journalistischen Schlachtenbummlers" dem Feinde gegenüber seinen eigenen Intentionen entsprochen hatten. (Nicht ohne Grund hob Pietsch umgekehrt in seiner Besprechung von Fontanes „Krieg gegen Frankreich" des Verfassers „unbeeinflußten, lauteren Gerechtigkeitssinn, seine freie, ruhige Objektivität" als „erste Pflicht des Geschichtsschreibers" hervor.) Fontanes Anerkennung von Pietschs Überlegenheit auf journalistischem Gebiet war vorbehaltlos und ohne den leisesten Wunsch, ihm den Rang abzulaufen. Im sicheren Bewußtsein, daß nicht hier seine eigentlichste „force" lag, konnte er, vom Redakteur Kletke im Oktober 1874 aufgefordert, gleich Pietsch aus Italien zu berichten, dem andern neidlos zugestehen: „Ich werde in keine Konkurrenz mit Pietsch eintreten, weil ich einfach nicht kann. *Daß* Pietsch es konnte, hängt mit seiner größeren Frische und größeren journalistischen Gewandtheit zusammen. Er kann eben mehr als andre. Es mag noch hinzukommen, daß ich um fünf Jahre älter bin als er, was in manchen Lebensepochen sehr wenig, in anderen sehr viel ausmacht."[28]

Vier Jahre später tauchte in Fontanes Äußerungen eine erste Kritik an L. P.'s mitunter ausschweifender Breite auf, die er mangelnder Zucht im privaten Leben wie auch im geistigen Bereich zuschrieb. So heißt es z. B. in seinem Brief vom 4. Juni 1878 an Frau Emilie, der er die eigenen in Vertretung Pietschs verfaßten Kunstausstellungsberichte zum Vergleich zusandte: „Diese Theaterwirtschaft muß doch endlich ein Ende nehmen; von Sonnabend bis Sonnabend viermal, und die beiden langen Bilderbesprechungen, das ist zuviel. Da muß

man Pietsch sein. Er schreibt doch zu breit. Nächstens schicke ich Dir einen Aufsatz von ihm mit; vergleiche dann mal. Er verwendet seine großen Kräfte nicht richtig; auch darin fehlt wohltuende Ordnung."[29] 1880 erreichte Fontanes unwillkürliches Sich-Messen an des Kollegen „beneidenswertem Talent"[30] einen Höhepunkt in folgendem – Pietsch selbst geoffenbarten – Bekenntnis anläßlich dessen zweiter Besprechung von „Vor dem Sturm": „Sonderbar zu sagen, daß mein Dank durch die beständig nebenher laufende Bewunderung in seinem Vollgefühl gehemmt wurde. ‚Das könntest Du nicht', so klang es immer leise mit und deprimierte mich ein wenig. Welcher freundliche Herzenszug und welche grundgesunde Natur gehören dazu, zweimal dasselbe Buch zu besprechen und *so* zu besprechen."[31]

Außer dieser ehrlichen Erkenntnis von Pietschs „grundgesunder Natur" sprach Fontane in den siebziger Jahren diesem oft ähnliche Dankesworte für eine „glückliche Stunde" und für den „Herzenstrost"[32] aus, welche das „liebevolle" Eingehen auf seine dichterischen Absichten ihm bereitet hat. Nur schwer wollen sich mit seiner Bewunderung für Pietschs „richtigen Künstler- und Menschenblick, der sich darin zu erkennen gibt, daß man das Echte und Ewige des Daseins von dem Plunder des Lackiert-Konventionellen zu unterscheiden weiß"[33], jene Bemerkungen über Pietsch als „Charakter", der ganz tief unten steht, der „gleich Null" ist und nicht „mitzählt"[34], und über den Zyniker, wie sie Mitte der achtziger Jahre zusammen mit spöttischen Verulkungen fallen, vereinbaren lassen. Was Fontane in solchen Fällen an Pietsch vermißte, war „Charakter", verstanden als unbeirrbare Stetigkeit und Folgerichtigkeit, als Prinzipienstärke und -treue, verbunden mit unantastbarem Lebenswandel und peinlicher Korrektheit in wohlgeordneten Lebenverhältnissen. Pietschs Unfähigkeit, mit Geld umzugehen, sein ungeniertes Borgen, seine häusliche Bohemewirtschaft, sein so gar nicht Respekt erheischendes Auftreten und eine seit den achtziger Jahren von Fontane als negativ empfundene Auswirkung dieser Eigenschaften auf Pietschs öffentliche Wirksamkeit, die sich ihm in einer allzu großen Virtuosität zu manifestieren schien[35], waren Fontane Friedlaender gegenüber Anlaß genug, L. P. nicht als „Charakter" gelten zu lassen.

Allen „schlimmen" Äußerungen über den Freund in den Briefen an Friedlaender war übrigens stets ein Brief des letzteren vorausgegangen, in dem die auf Verurteilung gestellte Richtung des Themas Pietsch bereits vorgezeichnet war. Fontane hat nur willig eingehend des Absenders Gedanken bereichert und zugespitzt. Der im Konventionellen verhaftete, von Verstößen gegen den guten Ton degoutierte Amtsrichter und Berühmtheiten-Jäger aus Schmiedeberg aber und seine Frau nahmen an dem als Nummer-Eins-Mann der „Vossischen Zeitung" zwar eingeladenen, doch im persönlichen Umgang als allzu salopp empfundenen Pietsch ohne ausreichende Taschentücher und ohne Geld entschieden Anstoß. Überdies war Friedlaender nicht nur der Partner im Austausch von Gesellschaftsklatsch, sondern auch von literarischen Stoffen und Gestalten. Gerade zu einer solchen aber war in den achtziger Jahren L. P. für den Dichter geworden, nachdem die „ganz exzeptionelle Erscheinung" des nach seiner „Länder- und Völkerkunde noch nie Dagewesenen" schon Ende 1878 einer in ihm „lebenden starken Empfindung" entsprochen hatte, über die er schreiben wollte (vgl. Brief 9). Jetzt ging es darum, diese extreme „Mischung"

ganz zu erkennen, ihr „beizukommen", das Antipodische auszuleuchten. Eben weil das Positive im persönlichen Verkehr mit Pietsch das Selbstverständliche war, hat es Fontane um der Arbeit an seiner „L. P.-Novelle" willen, zu der die Pietsch-Biographie vom Jahre 1881[36] eine Vorarbeit gewesen war, wohlgetan, einem dafür empfänglichen Partner gegenüber auch einmal das Gegensätzliche betonen und überbetonen zu können.

Am Beispiel eines anderen Freundschaftsverhältnisses, nämlich zu Theodor Storm, hat Peter Goldammer unlängst dargelegt, wie in Fontanes Äußerungen über Zeitgenossen „neben der warmherzigen Bewunderung die beißende Satire und parodistische Persiflage" stehen. Nur wenn man die „Ambivalenz der Fontaneschen Urteile", die auch auf die „Gestalten seiner Phantasie" zutrifft, – so heißt es bei ihm, – als Ausdruck der „Skepsis gegenüber dem eigenen Gefühl, die ständige rationale Kontrolle seiner Emotionen als ein ästhetisches Prinzip ... begreift", wird man sie „nicht als Charakterlosigkeit ansehen, sondern als Versuch zu allseitigem Erfassen, zu objektivem Verstehen eines andersartigen Charakters."[37] In Storms Fall befreite sich Fontane überdies in seinen 1888 konzipierten Erinnerungen durch die bis zur Ungerechtigkeit gehende Überzeichnung der „Schwächen und Schrullen" des andern von dem drückenden Übergewicht des einstigen, mit der „Liebe des Konkurrenten"[38] verehrten, unerreichbaren Lehrmeisters auf dem Gebiet der Lyrik. Einen ähnlichen Akt der Befreiung von Eindrücken und Einflüssen haben wir 1882 z. B. in Fontanes anfänglich heftigem Räsonnement gegen den später als Meister anerkannten, vergleichsweise erreichbaren [39] realistischen Prosadichter Turgenjew vor uns.[40] Auch die Ambivalenz seiner Urteile über Pietsch entspringt letzten Endes dem Bemühen, sich durch Verarbeitung zu einem im Dichtwerk geschaffenen Ureigensten von einem gewichtigen Eindruck – hier einer vielschichtigen, starken Persönlichkeit – freizumachen.

Die im zweiten Entwurf der „L. P.-Novelle" klar und deutlich gezeichnete Gestalt des Vaters sollte viele Züge Pietschs, vom „Lebemann, Bewunderer, altem Hegelianer oder doch Epikureer, ... Freidenker" und „tollem Erzieher" bis zum Zynismus[41] „unglaublichster Anschauungen, ... in der Zeit der Jung-Hegelschen Schule, der Bruno Bauer, Max Stirner"[42] gewonnen, und seine den Rand der Lächerlichkeit streifende Komik in sich aufnehmen. Die genaue Entstehungszeit der beiden Entwürfe dieser Novelle, in der Pietsch eine Hauptfigur in einem Berliner Gesellschaftsbild der siebziger Jahre spielen sollte, ist unbekannt, doch läßt sich der Zeitraum einengen. Bereits im ersten Entwurf ist der Handlung die außereheliche Geburt von Pietschs Enkelin zugrunde gelegt; er dürfte demnach zwischen 1878 und 1881, als das damals skandalöse Ereignis noch nicht in Vergessenheit geraten war[43], verfaßt worden sein. Nur am Rande sei bemerkt, daß Fontane bei der Wahl dieses Stoffes nicht von der Konstatierung eines moralischen Mankos an Pietschs vermeintlich „leichtlebiger" Tochter, an der sich des Vaters „libertinistische Podomontanden und lokker-großzügige Erziehungsgrundsätze eine Zeitlang bitter rächten"[44], geleitet worden war, sondern das Schicksal einer geistig regen, durch Diskussionen mit dem Vater[45] weniger verwirrten als aufgeklärten jungen Frau darzustellen gedachte, die in einem „üppigen freien Leben" aufgewachsen, dennoch versuchte,

„sich einen moralischen Halt zu geben, was ihr nicht gelang." Vor veränderte Verhältnisse gestellt, erweist sich die Anna der geplanten Novelle als „tüchtig" und „rehabilitiert sich"[46]. Durch ihr Eintreten für ihr „Vergehen" („Es bleibt *meine* Schuld. Und ich will sie tragen und ihre Folgen. Denn wir haben Kraft und freien Willen und Erkenntnis und wir können uns wehren gegen alles")[47] zeigt die Heldin Charaktereigenschaften, die sie vor dem Zerbrechen bewahren und bei Ausführung der Entwürfe vielleicht zu einer der stärksten Frauengestalten Fontanes gemacht hätte. Das Schwergewicht der Novelle sollte naturgemäß in der bereits skizzierten Handlung mit ihren aus der Verheimlichung geborenen Komplikaionen, Annas Verzweiflung, Flucht nach Amerika und Rückkehr, nicht in der allerdings am meisten ausgearbeiteten Charakteristik des Vaters liegen, was eine Notiz Fontanes auf einem angehefteten Zettel ausdrücklich betont: „Die L. P.-Novelle muß einen *sachlichen* Titel bekommen, nicht einen persönlichen." Der im zweiten Entwurf angedeutete, im besten Sinne moderne, damals allerdings unerhörte Ausgang, nämlich Anerkennung des Kindes durch den am „Fehltritt" unbeteiligten späteren deutsch-amerikanischen Ehemann Annas, der sie liebt und schätzt, und glückliches Alltagsleben zu dritt[48], mag eine der Ursachen für die Unausführbarkeit der Novelle gewesen sein.

Die Entstehung der Charateristik des Vaters[49], dem Pietsch in vielen Stücken wenn auch nicht ausschließlich, Modell gestanden hat, darf, da sie im zweiten Entwurf enthalten ist, in den achtziger Jahren vermutet werden. Viele auf lose Zettel verstreute Einzelheiten und Änderungen im Handlungsablauf lassen auf ein wiederholtes Eindringen in den Stoff schließen. Fontanes besonderes Interesse bei der Ausarbeitung dieses Charakters galt Pietschs ehemaligem Kontakt zum Kreis der „Freien", der im vormärzlichen Berlin eine besondere Rolle gespielt und den Grundstein für die journalistische Schulung und für manche Anschauungen L. P.'s gelegt hatte. Von diesen „modernen Titanen, welche der Religion, der Ehe, dem Eigentum den Krieg erklärten, und ihre geistreichen Bacchanalien feierten, wobei die Philosophie mit der Prostitution, der absolute Gedanke mit dem Berliner Straßenwitz fraternisierte" – wie Max Ring es ausdrückt[50] – hatte Fontane 1840 und später die Bekanntschaft Julius Fauchers, in den sechziger Jahren Bruno Bauers und anderer gemacht. Am Ende seines Lebens äußerte er die Meinung, daß „diese Hippelschen Weinkneipenleute" – zu ihnen gehörten vor allem noch Edgar Bauer, Max Stirner und Ludwig Buhl – ihm zwar „gänzlich unsympathisch", aber das „denkbar Bemerkenswerteste dieser Art von Menschen waren, und daß wir gegenwärtig sicherlich nichts haben, was ihnen an Bedeutung, an Vorbildlichkeit und auch an Wirksamkeit an die Seite gesetzt werden kann."[51] In den Zusammenkünften der „Freien" wurde „der Sinn für eine geordnete Debatte über öffentliche Angelegenheiten" geweckt und in die akademischen Hörsäle übertragen; sie waren die „wesentlichste Vorschule der Berliner Journalistik, wie sie bald nach den Märztagen so üppig emporsproßte."[52] Ihre „Genies" – so meint Fontane im Zusammenhang mit Faucher – konnte man sich „ohne bestimmte moralische Defekte nicht gut vorstellen . . . Jedes richtige Genie war auch zugleich Pump- und Bummelgenie." Ausdrücklich forderte er Pietsch, als den einzigen, der noch dazu in der Lage sei, zu Mitteilungen über

die „Sieben aus dem Hippelschen Weinkeller" auf, denn „Berlin hat kaum jemals ... interessantere Leute gesehn."[53]

War in den siebziger Jahren Fontanes Beziehung zu Pietsch in erster Linie von ihrer journalistischen Tätigkeit geprägt gewesen, in den achtziger Jahren L. P. zur Modellfigur für eine geplante Novelle des neuerstandenen Romanschriftstellers und damit zum Gegenstand intensiver Durchforschung und schonungsloser Kritik geworden, so erfuhr dieses Verhältnis in den neunziger Jahren noch einmal eine Wandlung. Ungeachtet gelegentlicher Spötteleien über die „Kraftmeierei" der über siebzigjährigen eislaufenden und bis in die Nacht hinein tanzenden „verdrehten Schraube"[54] wurde im letzten Lebensjahrzehnt, als L. P. den Dichter nicht mehr als zu gestaltendes Modell bedrängte, das Bewußtsein des Verbindenden, des gemeinsam Durchlebten und des gleichzeitigen Altwerdens zum tragenden Tenor seiner Einstellung zu Pietsch. Schon 1885 hatte der Dichter aus einem Gefühl der Vereinsamung diesem geschrieben: „Die paar Alten sollten ..., soweit es Charakter und Verhältnisse zulassen, zusammenhalten" (vgl. Brief 19).[55] Solidarisches Mitgefühl war es, das sich 1890 in seinem Ärger über den 4.-Klasse-Orden ausdrückte, den man Pietsch, der „so vielen Millionen Menschen im Laufe von dreißig Jahren Freude, Genuß, Belehrung verschafft", ein Vierteljahrhundert später als ihm selbst ins Knopfloch gehängt hatte. Als „charakteristisch für die Stellung, die die Literatur bei uns einnimmt"[56], bestätigte dieses Ereignis seine 1891 neu formulierten Gedanken über die gesellschaftliche Stellung des Schriftstellers. Von diesem Gesichtspunkt aus ist auch der in dieser Publikation erstmals abgedruckte Brief vom 14. Dezember 1897 zu verstehen, in dem der Dichter für eine im Namen der Schriftsteller an die Adresse des preußischen Kultusministers gerichtete Zurechtweisung dankt, wenn ihm auch Pietsch, der seit den siebziger Jahren Berichte über die Parteidebatten im Reichstag[57], in den neunziger Jahren ungezeichnete Leitartikel über innenpolitische Fragen vom oppositionellen Standpunkt der durch Rudolf Virchow und Eugen Richter verkörperten Freisinnigen Volkspartei aus[58] schrieb, in seiner „Anzapfung" des für die Mißstände im Schul- und Pressewesen verantwortlichen Ministers zu weit ging.[59]

In ihrem letzten gemeinsamen Jahrzehnt konnte es für L. P. keine Sache der „Kommiseration" mehr sein, die Bücher des Dichters „unserm guten Berlin" vorzustellen, sondern ausschließlich eine Auszeichnung. Pietsch bewahrte dem vor ihm Dahingegangenen die Freundschaft bis zum Tode, dessen Keim eine Erkältung legte, die er sich auf einer Fontane-Feier am 16. November 1911 zugezogen hatte. In seinem letzten „Berliner Brief" beklagte der Siebenundachtzigjährige bitter den „Raubkrieg hier und dort" und die „Massenschlächtereien in Tripolis und China" am Vorabend des ersten Weltkriegs in einer Welt des angeblichen, so „gepriesenen Fortschritts der Menschheit auf allen Gebieten der Zivilisation und der Sitte." Aufatmend wandte er sich dann dem Bericht über das „Fest von ganz besonders eigenartigem Gepräge ... der besten Berliner Bildungskreise in den Sälen der neuen Häuser des ‚Brüdervereins' in der Kurfürstenstraße" zu, der „Gedächtnisfeier für Theodor Fontane, den unvergeßlichen, originellen, tief liebenswürdigen, geistig vornehmen und im besten Sinne adligen Menschen und Dichter."[60] Es waren die letzten gedruckten Worte L. P.'s.

Bei der Abfassung dieser Arbeit ist mir von vielen Seiten Hilfe zuteil geworden. Herr Joachim Schobeß in Potsdam, von dem die Anregung zu dieser Veröffentlichung ausging, war unermüdlich zu Auskünften und Vermittlungen bereit; Herr Peter Goldammer in Weimar las das Manuskript als wohlwollender Kritiker und gab mir viele wertvolle Hinweise. Herr Joachim Krueger in Berlin half mit nützlichen Ratschlägen und das Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar gestattete freundlicherweise den Erstdruck des Briefes 13. Der mühevollen Nachsuche nach Aufsätzen in mir unzugänglichen Zeitungen unterzogen sich Herr Dr. Gerard Kozielek in Wrocław, Frau Dr. Elisabeth Rücker in Nürnberg und Frau Gisela Schulz in Hamburg. Ihnen allen danke ich sehr herzlich.

Anmerkungen

1 Vgl. L. P., Theodor Fontane. Persönliche Erinnerungen. In: VZ Nr. 433 vom 22. September 1898, Morgenausgabe, S. 4.

2 Ein nicht überlieferter Brief Fontanes an Pietsch, der Ende 1879 geschrieben worden sein muß, wird z. B. in Paul Lindenbergs Erinnerungen „Es lohnte sich, gelebt zu haben" (Berlin 1941, S. 87) zitiert: „Ihre ‚Wanderungen durch Pergamon', die ich mit tiefstem Genuß verfolge, schreibt Ihnen keiner nach." Zwei Briefe „an Pietsch geschrieben" verzeichnet Fontanes unveröffentlichtes Tagebuch (1866–1882) im Fontane-Archiv Potsdam unter dem 18. Februar und 22. März 1881.

3 Von Pietsch ist eine Geburtstagsgratulation vom 30. Dezember 1892 an den „teuren Freund Fontane" in Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam erhalten. Sie ist unterzeichnet: „Ihr getreuer alter L. P."

4 Theodor Fontane, Briefe an Georg Friedlaender. Hrsg. von Kurt Schreinert, Heidelberg 1954.

5 Außer in Nekrologen auf Pietsch, z. B. in der „Schlesischen Zeitung" (Nr. 834 vom 27. November 1911), wird diese Bezeichnung für L. P. als von Fontane stammend angegeben in: Hans Jessen, 200 Jahre Wilh. Gottl. Korn. 1732–1932, Breslau 1932, S. 330.

6 Vgl. z. B. die Briefe vom 24. Dezember 1879 und 25. Dezember 1899 in: Adolf von Menzel, Briefe. Eingel. von O. Brie, Berlin 1914, S. 221 bis 224 und S. 235.

7 Blätter der Freundschaft. Aus dem Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Ludwig Pietsch. Mitgeteilt von V. Pauls, 2. Auflage, Heide in Holstein 1943.
Iwan Turgenjews Briefe an Ludwig Pietsch. Mit einem Anhang: Pietsch über Turgenjew. Hrsg. von Christa Schultze, Berlin 1968; hier ist in der Einleitung auch weiteres über Pietsch zu finden.

8 Pietsch war nach dem Tode der Mutter, eben siebzehnjährig, im April 1841 vom Vater, dem ehemaligen Freiwilligen des Yorckschen Korps und späteren Regierungsbeamten in Danzig, nach Berlin geschickt worden, um als vermeintliches zeichnerisches „Wunderkind" Unterricht an der Akademie der Künste zu nehmen. Zwei Jahre später beging er durch die sang- und klanglose Aufgabe der Akademie eine „der größten, folgenschwersten Torheiten" seines an solchen „leider so überreichen Lebens" (vgl. L. Pietsch, Aus meinen Akademikerjahren. In: Zur Jubelfeier. 1696–1896. Akademische Hochschule für die bildenden Künste zu Berlin, Berlin 1896, S. 344), setzte seine Malstudien jedoch anderweitig fort. In den ersten siebziger Jahren wurde er nach langer Doppeltätigkeit endgültig zum „Berufsverfehler", wie er sich nicht ohne Selbstironie mit Bismarcks auf die Journalisten gemünztem Wort bezeichnet hat. Über seine Jugend in Danzig und Berlin berichtet Pietsch in den Aufsätzen „Epigonen der Romantiker" und „Dr. Theodor Weber" (wiederabgedruckt in: L. Pietsch, Aus jungen und alten Tagen. Erinnerungen, Berlin 1904) und „Henriette von Arnim. Eine Jugenderinnerung" (in: L. Pietsch, Aus der Heimat und der Fremde. Erlebtes und Gesehenes, Berlin 1903).

9 Über „Fontane und die russische Literatur" vgl. auch meinen Aufsatz in: Fontane-Blätter, 1965, Heft 2, S. 40–55.

10 Vgl. Briefe an Georg Friedlaender, a. a. O., S. 30.

11 Fontane hatte z. B. am 28. Juli 1879 (zwei Tage nach der Veröffentlichung der analoge Gedanken enthaltenden „Olympia"-Rezension) im Anschluß an seinen Dank für Anton von Werners Zeilen

diesem geschrieben: „Ein Satz, der fast so lang ist, wie die Pietschschen zu sein pflegen. Beiläufig auch etwas, woran die Berliner, die nur noch den sensation-styl: ‚Es war Mitternacht. Das Käuzchen schrie. Sonst alles still' gelten lassen, einen ewigen Anstoß nehmen. Und ihm die vielen Beiwörter vorwerfen, Heines Wort vergessend, daß der Stil im Adjektivum steckt. Die Hauptsache ist, die klugen, pfiffigen und in vielen Stücken wirklich begabten Berliner sind unbegabt in Sachen der Kunst. Sie haben keinen Geschmack, sie können gut von schlecht nicht unterscheiden und deshalb sind sie bei aller Großmäuligkeit in Kunstsachen feige, gänzlich unselbständig und springen dem Vor- und Leithammel nach. In der Regel ist nun Pietsch selbst der Leithammel, da er aber doch in seinen eigenen Angelegenheiten nicht gut vorspringen kann, sondern das Urteil über seine Person andern überlassen muß, so hat sich in betreff seiner eine Unsumme von Dummheit, Unbilligkeit und namentlich auch Undankbarkeit in den Köpfen der Berliner eingenistet. Ach Pietsch! Hoiho! Jott, da kommen Pietschens! Solche Schlachtrufe haben ihn halb niedergeschrien" (A. von Werner, Erlebnisse und Eindrücke. 1870–1890, Berlin 1913, S. 265; vgl. auch Fontanes Briefe an Julius Grosser vom 16. Juni und 19. Juli 1879 am Schluß der Anmerkung 6 zu Brief 9).

12 Vgl. H. Vollmars Nekrolog in der Unterhaltungsbeilage zur „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", Nr. 280 vom 29. November 1911.

13 Vgl. den Nekrolog von „ago" in der „Frankfurter Zeitung und Handelsblatt", Nr. 330 vom 28. November 1911.

14 Die in diesem Aufsatz angeführten fünfzehn Fontane gewidmeten Arbeiten Pietschs können nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben.

15 Vgl. Fontanes Brief an Wilhelm Hertz vom 15. Januar 1879 in: Briefe. Zweite Sammlung, 1. Band. Berlin 1910, S. 406; Pietschs Rezension vgl. Anmerkung 2 und 3 zu Brief 10.

16 Vgl. L. P., Gedichte von Th. Fontane. Zweite vermehrte Auflage, Berlin: W. Hertz 1875. In: VZ Nr. 279 vom 28. November 1874, 2. Beilage und: Fontane, Aufz. zur Lit., 1969, S. 208–211.

17 Vgl. den Wiederabdruck der 5. Gabe des „Fontane-Abends" zum 1. Stiftungsfest am 14. November 1928 in: Theodor Fontane, Sämtliche Werke, Bd. XV: Von Zwanzig bis Dreißig. Hrsg. von Kurt Schreinert, München 1967, S. 439 f.

18 Vgl. Turgenjews Briefe an Gustave Flaubert vom 17. Mai 1874 und an Jakob Polonski vom 7. August 1880 in: I. S. Turgenev, Polnoe sobranie sočinenij i pisem, Pis'ma Band 10, Leningrad 1965, S. 236, und Band 12,2, Leningrad 1967, S. 291.

19 Vgl. Fontanes Briefe an Georg Friedlaender vom 4. Oktober 1891, an Friedrich Stephany vom 23. Februar 1887 (Fontane-Blätter, Bd. 1, 1968, Heft 6, S. 239) und an Friedlaender vom 2. März 1886.

20 Vgl. Hans-Heinrich Reuter, Fontane, Berlin 1968, 2. Band, S. 951.

21 Vgl. Briefe an Friedlaender, a. a. O., S. 343 f.

22 So nach Arend Buchholtz' Festschrift: „Die Vossische Zeitung. Geschichtliche Rückblicke auf drei Jahrhunderte" (Berlin 1904), wo es auf S. 178 heißt, daß mit Pietsch kein Kontrakt geschlossen wurde und er dadurch an keinen Redaktionsdienst gebunden war. Im Fontane gewidmeten Abschnitt wird betont, daß der Dichter der Zeitung „fast 20 Jahre lang als ständiges Redaktionsmitglied treu verbunden" gewesen sei (S. 180).

23 Fontane fährt im Brief an Hermann Kletke vom 4. Februar 1872 in seiner Äußerung über das „Pietschsche Zauberfest" fort: „Ich bin indessen Philister genug, um zu erklären, daß ich das Geld lieber auf die hohe Kante legen als 50 Künstler und Leutnants mit kollossalem Durst speisen und tränken würde. Außerdem noch das eine: ich möchte in der Etage unter ihm nicht wohnen" (vgl. Unbekannte Briefe und Buchbesprechungen Theodor Fontanes. Mitgeteilt von Herbert Sommerfeldt. In: Jahrbuch der Alexis-Fontane-Gesellschaft für märkisch-berlinische Literatur, 1937, S. 35).

24 Vgl. VZ Nr. 219 vom 19. September 1872, 2. Beilage, S. 2.

25 L. P., Wanderungen durch die Mark Brandenburg, 3. Teil: Osthavelland. Von Th. Fontane, Berlin 1873. In: Sonntagsbeilage Nr. 4 zur VZ vom 26. Januar 1873 und: L. P., Wanderungen durch die Mark Brandenburg, 1. Teil: Die Grafschaft Ruppin, 3. verm. Auflage, Berlin 1875. In: VZ Nr. 267 vom 14. November 1874, 3. Beilage, S. 2. – Die Quellenangaben für Pietschs weitere Besprechungen sind in den Kommentaren zu den Briefen zu finden.

26 Fontane hatte von Pietsch, dem Verfasser „der brillanten, in unserer gesamten Kriegsliteratur

unübertroffen gebliebenen Schilderungen" in den „Kriegsbildern" u. a. geschrieben, daß er, „der, wie wenigstens eine Minorität unserer Leser wissen wird, seine Laufbahn nicht mit der Feder, sondern mit dem Crayon in der Hand begann, sich, auf die Schwesterkunst gestützt, die er, in früheren Jahren, mit so vielem Erfolg und fast mit Ausschließlichkeit übte, in der angenehmen Lage gesehn hat, die reichen Erlebnisse seiner letzten Jahre, wie literarisch, so auch *künstlerisch* zu fixieren. Bei mehr Unternehmungsgeist seiner Verleger – deren Zurückhaltung übrigens durch die Haltung unseres kulturkämpfenden, im Punkte des Bücherkaufs aber immer noch sehr unkulturlichen Publikums hinreichend erklärt wird – würden sich dieselben diese Doppelkraft ihres Autors zunutze gemacht und den lebendigen Schilderungen desselben eine größere oder geringere Zahl seiner Handzeichnungen hinzugefügt haben." Fontane führt die einzelnen Stücke der drei Gruppen namentlich an: der ägyptischen Reise im Winter 1869 auf 1870, die während des Krieges 1870/71 entstandenen Zeichnungen, und die dritte Gruppe, die „in Baden-Baden zu Haus ist und der Villa Viardot angehört. Sie besteht ausschließlich aus Bildnissen, darunter Pauline Viardot, Iwan Turgenjew, Desirée Artôt; insonderheit die beiden ersteren voll Leben und charaktervoller Auffassung. Den bedeutendsten Eindruck aber, neben einem reizenden Knaben, der in leichter gefälliger Haltung am Arbeitstische sitzt, hat uns das Bildnis eines vielleicht dreijährigen Kindes gemacht, das am Fensterbrett eingeschlafen ist. . . Man sieht, daß der Künstler die ganze Skala der Empfindungen beherrscht und . . . auch in der Seele eines träumenden Kindes zu lesen versteht" (vgl. VZ Nr. 113 vom 19. Mai 1875, 3. Beilage, S. 1).

27 Theodor Storm äußerte sich am 4. November 1871 in folgender Weise über das Buch: „Ich habe . . . mich besonders über eine kleine Bosheit gegen unsern werten Adel gefreut, denn aus andern Artikeln in Journälen fürchtete ich schon, daß das Hofleben Dich ganz verdorben habe. Nun sah ich, Du kannst doch noch nett Opposition machen. Nett ist es auch, daß Du bei Deinen Berichten immer den Kunstmenschen beibehalten, gleichsam immer mit Pinsel und Stift in der Hand durch all das wilde Treiben gehst" (vgl. Blätter der Freundschaft, a. a. O., S. 222).

28 Vgl. Fontanes Brief aus Rom vom 22. Oktober 1874 in: Briefe. Zweite Sammlung, 1. Band, Berlin 1910, S. 343.

29 Vgl. den Erstdruck des ganzen Briefes im vorl. Heft, S. 2. – Wie aus Fontanes Brief an seine Frau vom 10. Juni 1878 hervorgeht, löste diese „die Frage Th. F. und L. P. so freundlich und so schmeichelhaft für den erstren" (vgl. Fontanes Briefe in zwei Bänden. Ausgew. von Gotthard Erler, Berlin und Weimar 1968, 1. Band, S. 454 f.). – Die Beschäftigung mit Bildwerken regte Fontane zur Aufzeichnung von Gedanken über die Frage „Hat der Laie, der Kunstschriftsteller eine Berechtigung zur Kritik über Werke der bildenden Kunst oder nicht?" an, deren Abschrift sich im Fontane-Archiv Potsdam befindet (vgl. Fontane, Aufz. z. Lit., 1969, S. 175 f).

30–33 Vgl. Brief 15, 14, 9 und 10, 7.

34 Vgl. Fontanes Brief an Friedlaender vom 2. März 1886, a. a. O., S. 29 f.

35 Vgl. z. B. Fontanes Vermutung über Pietschs „Kunst des Auf-zwei-Schultern-Tragens" in seinem Brief an seine Frau vom 15. Mai 1884 in: Heiteres Darüberstehen. Familienbriefe, NF, Berlin 1937, S. 199.

36 Wie aus Fontanes unveröffentlichtem Tagebuch (1866–1882) im Fontane-Archiv Potsdam hervorgeht, hat der Dichter am 11. Januar 1881 an „Vorbereitungen zu der Biographie von Pietsch", am 22., 23. und 31. Januar an diesem „Pietsch-Artikel" gearbeitet, unter dem letzten Datum ihn „zur Post gegeben". Unter dem 18. Februar 1881 heißt es: „Brief von Lipperheide; er findet meine L. P.-Biographie nicht interessant genug. Zuletzt werden für ‚Gartenlaube' und Konsorten auch noch die Waschzettel im Feuilletonstil geschrieben werden müssen." Am 8. Februar 1882 schrieb Fontane an Ernst Schubert, für dessen Aufsatz „Theodor Fontane", der bald darauf in der von Franz Lipperheide herausgegebenen „Illustrierten Frauenzeitung. Ausgabe der ‚Modenwelt' mit Unterhaltungsblatt" (Nr. 4, 1. Blatt vom 13. Februar 1882) erschien, dankend: „Es ist noch nicht lange, daß ich durch Lipperheides – übrigens in sehr milder und liebenswürdiger Weise – bedeutet wurde, es meinerseits in einem Artikel über L. P. nicht allzu gut getroffen zu haben. Ich bestritt es damals, nicht aus Eigensinn, sondern aus der ganz aufrichtigen Überzeugung, daß der Artikel *das* sei, was man von einer biographischen Skizze verlangen könne. Nachdem ich nun *Ihre* Skizze gelesen, räum ich nachträglich gern ein, damals im Irrtum gewesen zu sein. Die Methode des Vorgehens hat offenbar Fortschritte gemacht, und ich werde mir der meinigen

als etwas Altmodischem bewußt" (vgl. Neunundachtzig bisher ungedruckte Briefe und Handschriften von Theodor Fontane. Hrsg. von R. von Kehler, Berlin 1936, S. 62). – Da Fontanes Pietsch-Biographie in der „Illustrierten Frauenzeitung" nicht erschienen ist, er aber laut Tagebuch am 23. Februar 1881 von Lipperheide dafür Honorar erhielt, darf man sie mit großer Wahrscheinlichkeit in der von Franz Lipperheide und seiner Frau Frieda herausgegebenen, mir nicht zugänglich gewesenen „Berliner Modenwelt" vermuten.

37 Vgl. Peter Goldammer, Storms Werk und Persönlichkeit im Urteil Th. Fontanes. In: Fontane-Blätter, Band 1, Heft 6, 1968, S. 250.

38 Vgl. Fontanes Brief an Storm vom 22. Mai 1868 in Peter Goldammers Artikel „Ein unbekannter Briefwechsel zwischen Fontane und Storm" (Weimarer Beiträge, 2/1968, S. 429).

39 Im Anschluß an ein „langes Gespräch mit beiden Gudes" – gemeint ist der norwegische Landschaftsmaler Hans Gude und seine Frau –, die Ende der sechziger Jahre in Karlsruhe viel mit Turgenjew verkehrt hatten, schrieb Fontane am 5. Mai 1883 an seine Tochter: „Frau Gude . . . sagte mir viel Verbindliches über ‚L'Adultera' . . . Wär ich nur zehn Jahre jünger, so wär ich auch sicher, daß ich damit durchdringen und . . . besser als Turgenjew und Zola (wenn auch selbstverständlich mit geringerem äußeren Erfolge) reussieren würde. . ." (vgl. Fontanes Briefe in zwei Bänden, a. a. O., 2. Band, S. 98).

40 Siehe hierzu: E. Th. Hock, Fontanes Verhältnis zur Erzählkunst Turgenevs. In: I. S. Turgenev und Deutschland. Materialien und Untersuchungen. Hrsg. von G. Ziegengeist, Band I, Berlin 1965, S. 303–329.

41 Über diese Eigenschaft Pietschs schrieb ein anderer Zeitgenosse: „Das Stück Boheme, das Ludwig Pietsch alle Zeit anhaftete, kleidete ihn ganz vortrefflich und hat seiner Gesamtphysiognomie ebensowenig einen starken Abbruch getan als sein leicht angehauchter Zynismus, den er zuweilen nicht unterdrücken mochte. Ludwig Pietsch war eine ungemein interessierende Mischung von Sorglosigkeit den Wandlungen des Lebens gegenüber und von unübertrefflicher Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung seiner journalistischen Berufspflichten. Er war die verkörperte Zuverlässigkeit in der Berichterstattung; war aber die schwere Arbeit getan, dann spöttelte er im Kreise seiner Vertrauten über den ganzen unnützen Kram, den er wieder einmal niederschreiben mußte. In dieser Resignation, der er sich häufig hingab, offenbarte sich der Rest einer gewissen ernsten Lebensauffassung, die ihn eigentlich niemals, auch in seinen heitersten Momenten nicht, verließ. Mit Ludwig Pietsch geht ein ganz bestimmt charakterisierter Typus im Berliner Schrifttum zu Ende" (vgl. J. K., Pietsch als Berliner, in: Berliner Tageblatt, 1911, Nr. 604).

42 Vgl. Paul Lindenbergs Beschreibung und Zitierung der beiden Entwürfe in seinem Aufsatz „Fontanes L. P.-Novelle. Ein gedruckter Novellenentwurf". In: Deutsche Rundschau. Hrsg. von R. Pechel, 61. Jg., August 1935, S. 135–142. Dies ist die vollständigste Wiedergabe der Entwürfe, die sich damals in Lindenbergs Besitz befanden. Ein Jahr später gibt R. von Kehler an, sie in Händen zu haben. Er teilt auch mit, daß Fontane auf dem Umschlag die Entwürfe als L. P.-Novelle bezeichnet hat (vgl. Neunundachtzig bisher ungedruckte Briefe und Handschriften, a. a. O., S. 63). Über den Verbleib ist nichts bekannt. Vgl. auch: Th. Fontane, Sämtliche Werke. Hrsg. von W. Keitel, Bd. 5, München 1966, S. 822 ff.

43 Anna Pietschs Tochter, die ebenfalls auf den Namen Anna getauft wurde, kam Ende 1877 zur Welt.

44 Vgl. Kurt Schreinert in: Theodor Fontane, Briefe an Georg Friedlaender, a. a. O., S. 344.

45 Fontane skizzierte eine solche: „Hier werden auch die *Mein- und Dein-Fragen* mit herangezogen. Und sie fragt ihn, ob er wirklich so denke. Er antwortet heiter, übermütig. – Und sie: Aber wenn ich danach handelte? – Ja, Anna, das geht nicht! Danach handeln darf man nicht. Wir sind gebunden, befangen, und müssen diese Gebundenheit bis auf weiteres respektieren. Anna: Bis auf weiteres? Dann käme doch der Tag, wo es anders würde, und es wäre nur eine Sache des Muts, diesen Tag vorher heraufzuführen? – Ich kann dir darin nicht widersprechen. Es ist so. Aber man braucht nicht selbst in die Front zu springen. Es ist denen überlassen, die nicht anders können. Oder die müssen. Auch die rühmlichsten Revolutionen werden immer durch unrühmliche Leute gemacht. Es geziemt sich, abzuwarten und zuzufassen, wenn der Moment da ist" (Deutsche Rundschau, 1935, S. 141).

46 Vgl. Paul Lindenberg, Fontanes L. P.-Novelle, a. a. O., S. 138 und 139 (Beschreibung der Einleitung und des ersten Entwurfs).

47 Ebenda, S. 142 (Zitierung eines Einzelblattes).

48 Anna Pietsch wuchs in Wirklichkeit bis zu ihrem 20. Lebensjahr unter der Obhut des „tollen Erziehers" auf. 1897 heiratete sie den späteren, sehr verdienten Professor für mittelalterliche Geschichte an der Universität Leipzig, Alfred Doren (1869–1934), der 1933 wegen seiner jüdischen Herkunft in den Ruhestand versetzt wurde. Doren ließ 1911 Pietschs sterbliche Überreste in Leipzig auf dem Südfriedhof beisetzen; der Nachlaß, aus dem er 1923 zum erstenmal Turgenjews Briefe herausgab, kam – soweit er nicht versteigert wurde – in seine Hände. Anna Doren starb am 18. November 1937 kinderlos in Leipzig-Markkleeberg.

49 Sie ist auch nachzulesen bei: H.-H. Reuter, a. a. O., 2. Band, S. 952.
S. 952.

50 Vgl. Max Rings Aufsatz „Die Geschichte des ‚Kladderadatsch' und der Berliner Lokalposse" in seinem Buch: Berliner Leben. Kulturstudien und Sittenbilder, Berlin 1882, S. 61.

51 Vgl. Fontanes Brief an Friedrich Stephany vom 30. Juni 1896 in: Briefe. Zweite Sammlung, a. a. O., 2. Band, S. 392.

52 Vgl. Guido Weiß, Die „Freien". In: VZ Nr. 301 vom 30. Juni 1896.

53 Vgl. Theodor Fontane, Von Zwanzig bis Dreißig. Hrsg. von Chr. Coler, Leipzig 1955, S. 33 und 41. – Pietsch hatte bereits 1882 in einem Aufsatz „Bruno Bauer. Persönliche Erinnerungen an ihn" erzählt, daß er „als jüngerer und bald abgeschreckter Volontär mit Befremden und gelindem Grauen dann und wann in ihrem edlen Kreise" hospitierte. Ihm mißfiel an den „Freien", deren politische Borniertheit Marx und Engels in den vierziger Jahren einer scharfen Kritik unterzogen, „der gänzliche Mangel jedes künstlerisch-sinnlichen Elements . . . Der Freiheitsenthusiasmus der Demagogen und selbstverständlich das Vaterlandsgefühl fehlte dieser phantasie- und blutlosen Gesellschaft . . . Die Revolution von 1848, der Sturm der *politischen* Leidenschaften, fegte die leidenschaftslose absolute Kritik . . . hinweg" (vgl. Die Gegenwart, Nr. 17 vom 29. Juni 1882, S. 262–264).

54 Vgl. Briefe an Georg Friedlaender, a. a. O., S. 279.

55 Auch der erst kürzlich in den „Fontane-Blättern" (Band 1, Heft 6, 1968, S. 239) unter dem Datum 23. Februar1887 nach der Schreibmaschinenabschrift veröffentlichte Brief Fontanes an Friedrich Stephany ist als Ausdruck einer solchen Verbundenheit zu werten. Leider kann die Richtigkeit des Datums nicht durch erläuternde Kommentare zum Text bestätigt werden. Der angeführte „heutige Bericht" über die „Feier im weißen Saal" (gemeint ist der Weiße Saal im Königlichen Schloß zu Berlin, in dem in den Wintermonaten die großen Hoffeste abgehalten wurden) ist weder unter dem 23. Februar noch überhaupt im Monat Februar 1887 in der VZ enthalten. Über die erwähnte „Lesseps-Feier" bringt der Februar 1887 ebenfalls nichts.

56 Vgl. Briefe an Georg Friedlaender, a. a. O., S. 123.

57 Diese Tätigkeit Pietschs wurde zuerst von Ernst Eckstein in seinem Aufsatz „Zur Geschichte des Feuilletons" erwähnt (vgl. Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart, 11. Jg., 2. Hälfte, Leipzig 1875, S. 681).

58 Pietsch hatte in den achtziger Jahren auch bei der „Schlesischen Zeitung" versucht, politische Fragen behandelnde Arbeiten zu veröffentlichen. Seine „Schilderung einer Debatte über die Judenfrage entsprechend seiner eigenen politischen Einstellung (Pietsch stand dem Freisinn nahe)" wurde jedoch von dem Pietsch befreundeten Eigentümer des Blattes, Heinrich von Korn, wegen ihrer „Tendenz" abgelehnt und L. P. für die Zukunft ausschließlich auf das Gebiet des Theaters und der Kunst verwiesen (vgl. Hans Jessen, 200 Jahre Wilh. Gottl. Korn. 1732–1932, Breslau 1932, S. 340). In der VZ lassen sich Leitartikel als aus Pietschs Feder stammend – durch Bezugnahme auf sie an anderer Stelle – zwischen 1895 und 1898 nachweisen.

59 Drei Jahre zuvor hatte Fontane in einem Brief an das Ehepaar Schlenther vom 6. Dezember 1894 es ebenfalls nicht richtig gefunden, daß Pietsch in seinem Bericht über die „Einweihung des neuen Reichstagsgebäudes" (VZ vom 6. Dezember 1894) die Minister „despektierlich" behandelte und den Kaiser mit einem Zitat des Marschalks aus dem zweiten Teil des „Faust" charakterisierte: „die fortschrittliche Opposition, die alles von der Existenz eines ‚Paragraphen' . . . abhängig macht", erschien ihm „einfach ridikül" (vgl. Fontanes Briefe in zwei Bänden, a. a. O., 2. Band, S. 360 f.).

60 Vgl. L. P., Berliner Brief vom 17. November. In: Schlesische Zeitung, Nr. 817 vom 19. November 1911.

II

1 Berlin, 18. März 1872

Teuerster Pietsch!

In der bekannten weißen Halsbinde, die in diesem Winter gar nicht zu Ruhe kommt, war ich heute bei der alten Frau von Meding (neé Itzenplitz) zu Tisch.[1] Ich räumte als letzter das Feld, da mich zum Schluß Fräulein von Meding mit einem Briefe ihrer Freundin, der Frau von Blomberg[2], in der Hand, in die Fensternische nahm. Es hieß in dem Briefe unter anderm: „niemand schreibt darüber[3]; Pietsch, wie ich höre, h a t geschrieben, aber der betreffende Artikel scheint wegen Raummangel oder aus einem andern Grunde keine Aufnahme in der Vossin gefunden zu haben." So ohngefähr. Könnten Sie mich in drei Zeilen wissen lassen, wie es damit steht? Es tut mir leid, einen so viel Beschäftigten auch noch damit quälen zu müssen. Unter den Gästen war auch Putlitz, der mich untern Arm nahm und der Versammlung erklärte, „so führt Onkel die Tante zu Tische".[4] Nicht übel. Nur bin ich ein zu unvollkommener, beinah ein unechter Repräsentant. Der reine falsche Waldemar.[5] Übrigens erzählte er mir viel Interessantes von dem Neu-Spener[6], seinem Kleid und seinen Plänen. Man wird im Feuilleton mit einem dreibändigen Roman von Paul Heyse beginnen, für den man 20 000 Taler gezahlt hat.[7] Auerbach wird gelb und Spielhagen grün darüber werden.

Wie immer Ihr Th. Fontane

Erstdruck nach der Schreibmaschinenschrift im Fontane-Archiv Potsdam.

Kommentar

[1] Über dieses Essen schrieb Fontane am 30. März an Mathilde von Rohr: „... später war ich bei einer andern Dame aus dem Hause Itzenplitz zum Diner, natürlich bei der alten Exzellenz Meding. Die Gesellschaft war sehr interessant zusammengesetzt; außer verschiedenen Familienmitgliedern: Putlitz und Frau, Leopold von Ranke, Prof. Adler (frisch von Jerusalem zurück), Oberst von Krosigk u. a. m., die ich vergessen habe. Ich saß während der zweiten Hälfte der Tafel unmittelbar neben Putlitz (vorher Fräulein von Meding zwischen uns), und es schien mir, daß ein wenig sondiert werden sollte, ob ich wohl Lust hätte, bei der ‚Spenerschen Zeitung', sei es im politischen Teil, sei es im Feuilleton, einzutreten; es kam aber zu nichts" (vgl. Fontanes Briefe in zwei Bänden. Ausgew. von Gotthard Erler, 1. Band, Berlin und Weimar 1968, S. 383).

[2] In „Von Zwanzig bis Dreißig" nennt Fontane in dem Hugo von Blomberg gewidmeten Abschnitt Frau von Blomberg „eine ganz entzückende Dame, Potsdamerin, Tochter des alten Generals von Eberhardt". Die beiden „musterhaften Menschen" gingen 1867 nach Weimar, wo Fontanes ehemaliger Tunnelgenosse im Juni 1871, kaum fünfzigjährig, verstarb.

[3] Möglicherweise sind Hugo von Blombergs 1872 posthum erschienene Gedichte „Treu zum Tod" gemeint.

[4] Da der Lustspieldichter Gustav zu Putlitz seit Anfang März 1872 Vorsitzen-

der im Aufsichtsrat der „Spenerschen Zeitung" und zugleich Leiter ihres Feuilletons war, ist dieser Ausspruch als Anspielung auf die im Volksmund gebräuchliche Bezeichnung „Onkel Spener" für die „Spenersche Zeitung" und „Tante Voß" für Fontanes Auftraggeberin, die „Vossische Zeitung", zu verstehen.

[5] Fontane setzte sich 1872 in seinem Essay „Willibald Alexis" auch mit dessen historischem Roman „Der falsche Woldemar" (1842) auseinander. In seinem unveröffentlichten Tagebuch (1866–1882) im Fontane-Archiv Potsdam heißt es 1872: „Meine Lektüre von Neujahr bis Ende März war Willibald Alexis. Im April – zur Unterbrechung meiner Kriegsbuch-Arbeit – schrieb ich einen biographisch-kritischen Aufsatz über W. Alexis für Rodenbergs ‚Salon'."

[6] Die „Spenersche Zeitung" – bis Juni 1872 eigentlich „Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" (im Verlag von Haude und Spener) – ging nach 134jähriger Existenz im März 1872 aus dem Besitz der Spikerschen Erben in „Gründer"-Hände (in Form einer Aktiengesellschaft) über. Der 22 Jahre tätige Hauptredakteur Alexis Schmidt legte am 12. März sein Amt nieder. Das Geld zum Kauf gab die nationalliberale Partei, deren Hauptorgan die Zeitung werden sollte. Die Mehrzahl der Leser machte jedoch den Kurswechsel von einem um Sachlichkeit bemühten zu einem ausgesprochenen Parteiblatt nicht mit und gab ihre Abonnentenschaft auf. Auf diese Weise scheiterte das Projekt und endete am 31. Oktober 1874 mit der Einverleibung der „Spenerschen Zeitung" in die „Nationalzeitung". – Putlitz übernahm schon nach einem Jahr die Direktion des Karlsruher Hoftheaters; mit einem Brief vom 8. Mai 1873 verabschiedete er sich von Fontane.

[7] Mit Heyses „Kinder der Welt" wurde zum erstenmal der Versuch unternommen, das Feuilleton einer Zeitung mit Romanfortsetzungen zu füllen.

2 Berlin, 19. Oktober 1872

Teuerster Pietsch!

Anbei mit bestem Danke den endlich wiedergefundenen „Grünen Heinrich"[1], der unter dem Staube des Umzugs in seiner äußern Erscheinung natürlich nicht grüner geworden ist.

In unsrer neuen Wohnung[2] beginnt es zu tagen und wenn Sie wieder einmal vorsprechen, so soll Ihnen das bekannte Moselblümchen in regelrechten Gläsern blühn.

Für Ihre freundlichen Worte über Antonie Eichler, insonderheit aber über den Endesgefertigten selbst[3], nochmals den allerschönsten Dank.

Wie immer Ihr Th. Fontane

Darf ich den Lassalle-Artikel[4] behandeln? Besonders die Schilderung des *wirklichen* Lassalle hat mich lebhaft interessiert. Nur ein Maler konnte ihn sich so einprägen und beschreiben.

Erstdruck nach dem Original im Fontane-Archiv Potsdam.

Kommentar

[1] Offenbar war Fontane durch Pietsch, dem schon 1854 durch den „Grünen Heinrich" eine „neue Welt aufgegangen" war, zur Lektüre von Kellers Roman angeregt worden; geäußert hat er sich über ihn erst in den achtziger und neunziger Jahren.

[2] Fontane war am 3. Oktober aus der Hirschelstr. 14 in die Potsdamerstr. 134 c gezogen.

[3] Pietsch hatte in seinem 7. Bericht über die „Kunstausstellung im Akademiegebäude" geschrieben: „Im Aktsaal am Türpfeiler übersehe man nicht das Brustbild von Fräulein A. Eichler. Den Lesern unsrer Zeitung, welche den Spuren seines Originals in diesen Spalten immer mit ganz besonderer Lust folgen, zumal den Leserinnen, wird dies geistreiche und doch schlicht und anspruchslos gemalte, höchst lebendige Bildnis Th. F.'s vorzugsweise willkommen sein; aber nicht minder auch den andern, die lange zuvor schon ‚seines Geistes einen Hauch' gespürt und hier die Erfahrung machen, daß (es ist nicht häufig) die *Erscheinung* eines Dichters auch wohl einmal sein Wesen ausspricht" (vgl. VZ, Nr. 239 vom 12. Oktober 1872, 2. Beilage, S. 3). – Die Malerin Antonie Eichler stellte seit 1867 als Angehörige des „Berliner Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen" aus; 1903 wird sie im Berliner Almanach für bildende Kunst noch unter den ausübenden Künstlern aufgeführt.

[4] Diese Arbeit ist in der VZ nicht enthalten. Fontane schrieb ein Lassalle-Kapitel erst im März 1884 für sein Buch „Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin 1840 bis 1860".

3

Sonntag

[1872 – zwischen April und Oktober]

Teuerster Pietsch!

Nachdem ich mich heute Mittag bei Wt.[1] ausgeschwiegen, gegen Sie ein vertrauliches Wort.

Daß die kleine Schratt[2] ein reizendes Geschöpf ist, wußte ich vorher; auch ihre Begabung für das Gefühlvolle stand für mich fest, nachdem ich sie gleich bei ihrem ersten Auftreten, als Marianne in den „Geschwistern"[3], gesehen hatte. Aber niemand kann über sich heraus und dieselbe süße Klangfarbe, die innerhalb der bürgerlichen Sphäre ihr nicht nur so wohl kleidet, sondern auch das Herz des Hörers so beweglich trifft, diese selbige Klangfarbe verbietet ihr das Heroische. Deshalb fand ich die erste Egmont-Szene erheblich bedeutender als die zweite.[4] Es fehlt ihr zu dem heldischen Clärchen in Seele wie Stimme ein Etwas, das ihr auch der glänzendste Lehrer nicht geben wird. Dergleichen hat man oder man hat es nicht; es ist von Gottes Gnaden. Ich brauche wohl nicht [mehr zu sagen][5]. An die Umbildung des An- und Eingeborenen glaube ich nicht. Was nach dieser Seite erreicht wird, ist immer nur Putzerei.[6] Wenn Sie

die liebenswürdige Kleine sehen, so geben Sie ihr meinen Segen. Sie sehen, ich weiß mir meinen Priester zu wählen.

Ihr Th. Fontane

Erstdruck nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam.

Kommentar

[1] Möglicherweise handelt es sich um Ernst Wichert (1831–1902), dessen Lustspiel „Ein Schritt vom Wege" mit Katharina Schratt in der weiblichen Hauptrolle am 30. Oktober 1872 im Schauspielhaus aufgeführt wurde.

[2] In der Schreibmaschinenabschrift steht: St.

[3] Die aus Wien gebürtige Schauspielerin Katharina Schratt (1855–1940) hatte siebzehnjährig ihr Debut als Marianne in Goethes Schauspiel „Die Geschwister" am 16. April 1872 im Berliner Schauspielhaus abgelegt. Fontane hatte ihr erstes Auftreten scherzhaft-wohlwollend besprochen: „Schaun's, dös nenn ich Spiel! Wir haben heute lediglich die Pflicht, einen beinah vollkommenen Erfolg zu verzeichnen und der jungen Künstlerin zu diesem Erfolg zu gratulieren" (vgl. Theodor Fontane, Sämtliche Werke, Band XXII/1: Causerien über Theater, München 1964, S. 161).

[4] Es muß sich um eine private Aufführung von Egmont-Szenen gehandelt haben.

[5] In der Schreibmaschinenabschrift steht – von unbekannter Hand mit einem Fragezeichen versehen: herzuwollen.

[6] Katharina Schratt trat seit dem 24. März 1873 im damals neuerbauten Wiener Stadttheater unter der Leitung von Heinrich Laube vorwiegend in heiteren Rollen auf. Sie wurde sehr populär.

4 Berlin, 16. Februar 1874

Teuerster Pietsch!

Willkommen wieder westlich vom Kreml![1] Ich habe sehr bedauert, gestern um Ihren Besuch gekommen zu sein. Ich war zu einer Matinee (engster Zirkel), wo Signor Campo drei Akte vom „Othello" runterrasselte.[2] Übrigens brillant. Werder, nicht der General[3], sondern der Professor[4], ganz entzückt. Ihre russischen Artikel[5] haben wir hier mit *großer* Freude gelesen, ich (weil ich einer der wenigen bin, die dergleichen auch beurteilen können) mit Bewunderung. Die Ankunft in Petersburg, der große Versammlungssaal vor der Trauung, die Troikafahrt, einzelne Abschnitte aus der Parade und vor allem das Aufbauen Moskaus und des Kremls[6] vor den Blicken des Lesers schienen mir die Prachtstücke. Wenn etwas meine aufrichtigste Anerkennung Ihrer deskriptiven Begabung steigern konnte, so war es das, daß ich aus den ersten drei Artikeln eine leidliche persönliche Verstimmtheit glaube herausgelesen zu haben. In solcher Verfassung hätte ich nicht zehn Zeilen geschrieben.

Ich wäre gestern abend gekommen, wenn ich nicht auf den Grafen Kalckreuth (Weimar)[7] eingeladen gewesen wäre. Hat mir sehr gefallen.

Wie immer Ihr Th. Fontane

Gedruckt nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam (vgl. Briefe Theodor Fontanes. Zweite Sammlung. Hrsg. von O. Pniower und P. Schlenther, 1. Band, Berlin 1910, S. 321–322).

Kommentar

1 Pietsch war vom 18. Januar bis 12. Februar 1874 in Petersburg und Moskau gewesen.

2 Der aus Neapel gebürtige Shakespeare-Darsteller Gaëtano Campo gab seit Dezember 1873 „alle 14 Tage . . . bei Wichmanns" vor einem Kreis geladener Gäste Vorstellungen in seiner italienischen Heimatsprache. Seinen Auftritt als Richard III. am 30. Dezember 1873 hatte Fontane in der VZ, Nr. 5 vom 7. Januar 1874, besprochen.

3 General August von Werder (1808–1887) hatte 1870 den Oberbefehl über die Belagerung von Straßburg geführt.

4 Karl Werder (1806–1893), Hegelianer, lehrte seit 1838 als Professor der Philosophie an der Berliner Universität. 1840 waren russische Studenten, darunter I. S. Turgenjew und Michail Bakunin, seine Schüler. Pietsch besuchte 1842 sein Kolleg. Werder verfaßte auch Dramen.

5 Pietsch hatte zwischen dem 21. Januar und 1. Februar 1874 in sechs Artikeln aus Petersburg „Von den Hochzeitsfeierlichkeiten am kaiserlichen russischen Hof", die aus Anlaß der Vermählung der Tochter Alexanders II., Maria, mit dem zweiten Sohn der englischen Königin Viktoria, dem Herzog Alfred von Edinburg, stattfanden, berichtet (vgl. VZ zwischen 27. Januar und 7. Februar 1874).

6 Am 12. Februar war Pietschs Bericht vom 5. und 6. Februar – betitelt „In Moskau" – erschienen.

7 Graf Stanislaus von Kalckreuth (1821–1894), Landschaftsmaler, gründete 1859 in Weimar die Kunstschule, deren Direktor er bis 1876 war.

5 Berlin, 21. Februar 1874

Teuerster Pietsch!

Ihre Bemerkung gestern abend[1] hat mich doch etwas verwirrt. Ich würde mit Ausdruck meines Bedauerns *dar*über, keine andere Art der Einführung für Ihre Briefe und Berichte gewählt zu haben[2], nicht zurückhalten, wenn ich wirklich das Gefühl hätte, daß das Geschehene ungehörig sei. Ich habe die Frage auf dem Heimwege nochmal ernst erwogen, um so ernster als ich gerade jetzt wieder mit dem Vormarsch der beiden Armeen gegen Paris beschäftigt bin[3] und beständig Briefe, die damals von L. Schneider, Hassel, Kayßler, Strodtmann, Rudolf Lindau und anderen geschrieben wurden, in meinem Buche zu zitieren habe. Ich nenne diese Herren nirgends im Text; am Schlusse des Gan-

zen werden sie und ihre Bücher aufgeführt werden.[4] Dies ist die Regel, von der Sie im ganzen Buche – wenn Sie von fremdländischer Literatur absehen – vielleicht nicht dreimal eine Ausnahme finden werden. Vielleicht steht der Frenzel-Fall – übrigens habe ich seinen Namen nicht entdecken können[5] – ganz vereinzelt da. Auerbach, Scherenberg, Geibel, Dohm sind ungenannt geblieben; an andrer Stelle findet sich dann mal Rückert; man folgt darin einem unbestimmten Gefühl, das in einem Falle die Namensnennung anempfiehlt, im andern nicht. Von Klassifizierung ist dabei keine Rede.
Noch ein paar Worte. Ich darf sagen, ich schmücke mich nirgends mit fremden Federn, ohne jedesmal bestimmt zu erklären: Leser, hier kommen fremde Federn. Ich treibe einen wahren Mißbrauch mit Gänsefüßchen, mehr ist am Ende nicht zu verlangen. Der Stoff ist aus 100 Schriftstücken entlehnt, aus tausend Notizen zusammengetragen. Dies wird nirgends cachiert.[6] Wenn ich nebenher noch kleine Verdienste habe, so brauche ich Ihnen nicht zu sagen, wo sie liegen.[7] Auf dem Titelblatt steht: „Die Angabe der benutzten Quellen erfolgt am Schlusse des Werks". Daß dies nicht Redensart ist, beweist der Krieg von 66, der drei Seiten voll Quellenangaben bringt.[8] Am wenigsten kann von Unterschlagung *Ihres* Namens (der sich übrigens S. 484 pflichtschuldigst vorfindet[9]) die Rede sein, denn mit ebenso viel Freude wie Überzeugung wiederhole ich Ihnen das oft Gesagte, daß Ihr Buch das beste, frischeste, lesbarste unter allem Erschienenen ist.[10] Für das historische Genre wird es auch Nr. 1 bleiben, denn hinterher ist dergleichen nicht mehr zu machen.[11]
Ich wünsche von Herzen, daß diese Zeilen die kleine Trübung verscheuchen, Sie selber aber geneigt machen mögen, sich ebenso in meine Lage hineinzudenken[12], wie ich es in die Ihrige tue.

Wie immer Ihr aufrichtig ergebener Th. Fontane

(Vgl. die Erstveröffentlichung in: Theodor Fontane, Briefe an die Freunde. Letzte Auslese. Hrsg. von Fr. Fontane und H. Fricke, 1. Band, Berlin 1943, S. 272–274).

Kommentar

[1] Diese Bemerkung war im Zusammenhang mit Pietschs Absicht gefallen, den 2. Halbband des ersten Bandes von Fontanes Werk „Der Krieg gegen Frankreich" (1873) zu besprechen. Fontane hatte in diesem Buch gleich zu Anfang bei der Schilderung des Vormarsches der 3. Armee Auszüge aus Pietschs Kriegsbildern „Von Berlin bis Paris" (1871) benutzt.

[2] Fontane hatte diese Auszüge weder durch Gänsefüßchen als aus einem anderen Buch entlehnt kenntlich gemacht noch den Namen des Verfassers genannt. Bei einem Vergleich von Fontanes Text mit dem originalen von Pietsch finden sich auch Auslassungen, Zusammenziehungen und Satzumstellungen nach den Bedürfnissen des Fontaneschen Buches, ferner Einschiebungen aus Fontanes Feder sowie Änderung der Zeitangabe und Verlegung eines Abschnittes (die Schilderung des „trinkfesten Fürsten- und Thronfolgerkollegiums") in die Anmerkung.

[3] Fontane arbeitete am zweiten Band von „Der Krieg gegen Frankreich". Bei der Besprechung des 1. Halbbandes dieses zweiten Bandes hob Pietsch in

der Sonntagsbeilage Nr. 52 zur VZ (Nr. 302) vom 25. Dezember 1875, S. 4 hervor, daß Fontanes „Horror gegen die patriotischen Deklamationen, gegen die hochmütige Verächtlichkeit für den besiegten Gegner wie gegen den blinden Zorn für den sich wehrenden, die Unsern schädigenden Feind ... jeden feinern Sinn außerordentlich wohltuend berührt."

[4] Namentlich werden im „Verzeichnis der Bücher, Broschüren, Zeitschriften und Zeitungen, die benutzt wurden", am Schlusse des zweiten Bandes von den hier Genannten nur Dr. Paul Hassel, Dozent für Geschichte an der Universität Berlin, und Rudolf Lindau und ihre Bücher angeführt. Von Louis Schneider (1805–1878), dem Chefredakteur der „Post", Leopold Kayßler (1828–1901), und dem als Heineforscher bekanntgewordenen Adolf Strodtmann (1829–1879) hatte Fontane wahrscheinlich Zeitungsauszüge benutzt. – Pietschs Buch „Von Berlin bis Paris" wird an dieser Stelle genannt.

[5] Seite 605 führt Fontane mit Gänsefüßchen und Nennung des Verfassers Karl Frenzels Worte über die Schlacht bei Sedan aus der „Nationalzeitung" an. Dieses bei der Zitierung seines Berliner Kollegen Frenzel, aber z. B. auch bei Ludwig Bamberger (S. 627) und verschiedenen Militärs und Feldgeistlichen geübte korrekte Verfahren, das im Gegensatz zu dem Umgang mit seinen eigenen Berichten stand, war vermutlich die Hauptursache für Pietschs „Bemerkung" gewesen.

[6] Ohne nachtragende Empfindlichkeit hob Pietsch in seiner Besprechung in der Sonntagsbeilage Nr. 25 zur VZ (Nr. 142) vom 21. Juni 1874 hervor, was ihm selbst nicht zuteil geworden war: Fontanes Korrektheit. Er schrieb: „Um der Schilderung ... aber das rechte lebendige Lokalkolorit zu verleihen, sind die frischen, unter dem unmittelbaren empfangenen Eindruck der Wirklichkeit niedergeschriebenen Berichte des Gesehenen und Erlebten durch sehensfähige Augenzeugen und Mithandelnde unschätzbar ... Fontane ist sich dessen vollkommen bewußt. Er hat demgemäß nie gezögert, aus der überreichen Fülle solchen Materials ... das, was ihm für jenen Zweck besonders geeignet schien, auszuwählen, zu entlehnen und der eignen Darstellung der großen Ereignisse an den passendsten Stellen einzufügen. Und zwar durch Anführungszeichen jederzeit deutlich als fremdes Gut markiert, nicht wie es andere wohl getan haben, so verschmolzen, daß die Eigentumsgrenzen verwischt wurden."

[7] Pietsch hatte nämlich schon in der Sonntagsbeilage Nr. 16 zur VZ (Nr. 92) vom 20. April 1873 den 1. Halbband des ersten Bandes von „Der Krieg gegen Frankreich" (1873) als „ein Unterhaltungsbuch in einem Sinne, wie ein Geschichtswerk bisher noch selten oder kaum je als ein solches zu gelten vermocht hat, ... auf das Angelegentlichste empfohlen." – Da diese Besprechung durch einen Druckfehler mit F. P. anstatt mit L. P. unterzeichnet ist, schrieb H. H. Houben sie in seinem Nachschlagewerk „Die Sonntagsbeilage der ‚Vossischen Zeitung'" (Berlin 1904, Spalte 180,5) irrtümlich Ferdinand Pflug zu. Daß sie von Pietsch stammt, geht jedoch aus seiner Rezension des 2. Halbbandes in der Sonntagsbeilage Nr. 25 vom 21. Juni 1874 hervor.

[8] Vgl. Theodor Fontane, Der deutsche Krieg von 1866, 2. Band, 2. Auflage, Berlin 1871, S. 337–339.

[9] Hier wird Pietsch nicht als Verfasser benutzter Berichte, sondern als einer der „künstlerischen, wissenschaftlichen und journalistischen Notabilitäten, die zum kronprinzlichen Hauptquartier, sei es offiziell oder halb-offiziell, gehörten", genannt.

[10] Pietschs Buch „Von Berlin bis Paris" erlebte 1904 im Verlag von Friedrich Fontane die vierte Auflage.

[11] Fontane wurde durch seine Gefangenahme in dem eigenen Augenzeugenbericht unterbrochen.

[12] In seiner Rezension (Sonntagsbeilage Nr. 25 vom 21. Juni 1874) schrieb Pietsch u. a.: „Fontanes Kriegsbuch erhebt nicht den Anspruch als ein rein militärwissenschaftliches in der Art des großen Generalstabswerkes oder anderer Darstellungen besonderer Partien des Feldzuges aus der Feder eingeweihter Offiziere und Fachmänner gelten zu wollen. Aber andererseits rangiert es auch keineswegs unter die ‚populären' Kriegsgeschichten ... Fontane hat sich nicht überstürzt, sondern abgewartet, bis sich der Pulverdampf gesenkt hatte, der Donner schwieg, und es möglich geworden war, unverwirrt durch die hochgehenden Leidenschaften klar zu sehen, zu prüfen und zu sichten, die wahren Quellen von den falschen zu unterscheiden und sie, von Trübungen befreit, zu benutzen. Dabei kommt Fontane seine eigenste Geistesart, sein hoher, durch Liebe oder Haß, Parteistellung, Patriotismus, persönliche Sympathie oder Aversion gleich unbeeinflußter, lauterer Gerechtigkeitssinn, seine freie, ruhige Objektivität, die Dinge, die Menschen und ihr Tun zu sehen und zu beurteilen, vortrefflich zustatten. An dem, welcher *während der Dauer* eines so furchtbaren Kampfes darüber schreibt, kann diese schöne Eigenschaft zum Verbrechen, würde ihm jedenfalls, und mit einiger Berechtigung, von der großen Masse seiner Kompatrioten als ein solches angerechnet werden. Nachdem die sich zerfleischende Wut der um ihre Existenz ringenden Völker ausgetobt hat, wird dieselbe Eigenschaft zur ersten Pflicht des Geschichtsschreibers. Fontane bewährt sie aber so dem Feinde gegenüber wie in der Betrachtung und Wertabwägung der Operationen und Einzeltaten der Unsern. – Mit solcher Unbefangenheit und Klarheit der Anschauung und Auffassung der wirklichen Tatsachen und ihrer – moralischen wie technischen, ihrer historisch-politischen wie militärischen – Motive ist bei Fontane die Gabe der durchsichtig klaren, prägnanten Darstellung des so Erfaßten eng verbunden."

6 Berlin, 13. September 1874

Teuerster Pietsch!

Sie haben es wieder[1] nicht nur sehr reizend, sondern auch sehr gnädig gemacht. Ich kann es mir denken, welchen Schreck Sie gekriegt haben, einen Nr. I-Mann so mit Bummelwitzen abgefertigt zu sehen.

Nur eines möchte ich doch, um nicht in immerhin ernsten Sachen bummliger ben. Die Bilder wirken *fremdartig*. – Wie in allem, so stehn wir auch in unsern zu erscheinen, als gestattet ist, zu meiner relativen Rechtfertigung hervorhe- Bildern unter der Macht des Herkömmlichen, die abzuschütteln oder zu durch-

brechen in meinen Augen (ich gehe darin sicherlich zu weit) immer ein Verdienst ist. Alles Aparte, Courageuse, die Tradition lachend beiseite Schiebende reizt mich, und so hab ich beispielsweise die Tademaschen Sachen früher bewundert. Wenn man aber an die Stelle der Allgemeintradition eine persönliche Spezialtradition setzt und *alles*, Altes und Neues, in einer ganz bestimmten, immer wiederkehrenden Weise sieht, so ist mit diesem Verfahren nichts gebessert. Ja, es ist bei Aufgaben wie der, die sich Tadema hier gestellt, ein entschiedener Nachteil. Natürlich klemm ich mich nicht auf Krokodil und Ramses, aber die ganze Modernität, die uns hier geboten wird, ist nicht Modernität, wie wir sie zu sehen gewohnt sind, ist auch keine eigenartige, mit *neuen* Augen gesehene, sondern eine altvertademasierte Modernität. Man wird sofort, man stehe nun drei oder dreizehn Schritt von diesen Bildern, an eine ganze Kollektion früherer Arbeiten desselben Meisters erinnert, die, ihrem Gegenstande nach, vor zwei oder zweitausend Jahren *irgendwo* in Szene gingen. Ob Ägypten, Griechenland, Rom – darauf leg ich nicht das geringste Gewicht. Nur so viel bleibt für mich bestehn: es ist etwas ganz Neues, das nach etwas ganz Altem schmeckt, oder doch irgendeinem ganz Alten, wie wir es aus Tadema bei dieser oder jener Gelegenheit kennenlernten, in *störender* Weise ähnlich sieht. – Ich schreibe Ihnen dies, teuerster Pietsch, nicht, um brieflich mit Ihnen anzubinden, nicht in dem irgendwo versteckten dickköpfigen Glauben, daß ich doch eigentlich recht hätte, sondern nur, um in bezug auf meine gedruckten scherzhaften Wendungen über Tadema nicht in einem schlechteren Lichte vor Ihnen zu erscheinen als nötig. Ich halte, auch bei meinen Theaterkritiken, die scherzhafte Behandlung nicht bloß für erlaubt, sondern geradezu für einen Vorzug, aber sie hat eine zugrunde liegende *ernste* und *ehrliche Meinung* zur Voraussetzung. Sonst ist sie unerlaubt. Diese Zeilen sollten nur aussprechen, daß ich bei der Behandliung Tademas, wenn auch irrtümlich, so doch in letztem ganz überzeugungsvoll verfuhr.[2]

Ihr Th. Fontane

Gedruckt nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam (vgl. Briefe Theodor Fontanes. Zweite Sammlung. Hrsg. von O. Pniower und P. Schlenther, 1. Band, Berlin 1910, S. 333–335).

Kommentar

[1] Das „wieder" bezieht sich auf das in Brief 5 behandelte Vorkommnis.

[2] Fontane hatte an Stelle seines seit Juli aus Italien berichtenden Kollegen in Nr. 210 der VZ vom 9. September 1874 über die eben eröffnete Berliner Kunstausstellung referiert. Über zwei Bilder des seinerzeit berühmten niederländisch-englischen Malers Lawrence Alma-Tadema (1836–1912), „Skulpturenmagazin" und „Kabinett des Kunstliebhabers", hatte Fontane geschrieben: „Alma-Tademas Bilder, von der Künstlerwelt wieder bewundert, können uns kein tieferes Interesse einflößen. Stofflich sind sie langweilig, in ihrer Behandlungsweise aber so durchaus übereinstimmend mit den genügsam bekannten altrömischen und ägyptischen Bildern eben dieses Meisters, daß wir, für unsern Teil, hinter diesem modernen Zimmer- Ausschmückungs-

apparat immer nach einem toten oder lebenden Ägypter suchten und ihn, für unser Gefühl, im wesentlichen auch fanden. Aus dem Katalog ersahen wir dann, es seien Alma-Tadema und Frau; wir hätten, wenn nicht direkt auf Ramses, so doch wenigstens auf den Khedive geraten. Nichts finden wir grausamer, als einen Künstler an irgendeine bestimmte Stelle seiner Produktion annageln zu wollen; wenn aber der Künstler dies mehr oder weniger selber übernimmt und alles ägyptisiert, so darf er sich nicht wundern, wenn man, so oft er auch nur sein Sacktuch zieht, jedesmal fürchtet, ein kleines Taschenkrokodil hervorspringen zu sehen." Im Bewußtsein seiner respektlos mit einer Beerühmtheit verfahrenden Behandlungsweise hatte Fontane geschlossen: „Wir brechen hier ab, vielleicht schon zu spät, und unserem berufenen Kollegen L. P. möglicherweise ein so verfitztes Garn hinterlassend, daß selbst seine kunstgeübte Hand Mühe finden wird, das Wirrsal wieder zu lösen. Möge sich denn sein Haupt nicht zornig verfinstern, wie das des Ätna, den er soeben verlassen."

Im vorliegenden Brief geht Fontane auf Pietschs gedruckte Antwort in Nr. 214 der VZ vom 13. September 1874 ein, in der es heißt: „Mein hochverehrter Freund und Kollege Th. F. ist mir ... wie schon in einem früheren Fall hilfreich beigesprungen, um die Leser der ‚Vossischen Zeitung' nicht einen Tag länger, als es unvermeidlich war, auf einen ersten Bericht über die am 6. des Monats eröffnete Kunstausstellung warten zu lassen. Ich fühle mich ihm für diese kollegialische Liebenswürdigkeit zu um so lebhafterem Dank verpflichtet, als er mir damit nicht nur die etwas gleichgültig-langweilige Arbeit der gebräuchlichen allgemeinen Eingangsbetrachtungen ... ersparte, sondern auch gleichzeitig schon mich der Mühe der ‚Besprechung' einer ziemlich zahlreichen Gruppe von einzelnen Hauptwerken überhoben hat, in bezug auf welche ich mich nun ganz einfach auf die Erklärung beschränken kann, daß ich mich der Meinung des geehrten Vorredners vollkommen anschließe. Verhehlen will ich dabei schon hier allerdings nicht, daß ich diesen Anschluß keineswegs in bezug auf *alle* dort von ihm gefällten Urteile auszudehnen vermag. Zu manche derselben wird sich das meinige in direktem Gegensatz stellen. Aber ich darf hoffen: Darum keine Feindschaft! ... Mein verehrter Vorredner mag mir verzeihen; aber ich kann nicht anders. Ich spreche von Alma-Tadema, dessen beide uns diesmal vergönnte Hauptwerke so geringe Gnade vor seinen kritischen Augen gefunden haben. Seine Schilderung gibt, ehe man dieselben gesehen hat, einen nicht ganz zutreffenden Begriff davon. Auf beiden Tafeln ist nicht das geringste ‚Ägyptische'. Beide Gegenstände sind anscheinend dem Leben der römischen Kaiserzeit entlehnt." –
Die Zukunft gab Fontanes Kunstempfinden recht: Alma-Tademas Spezialität, nämlich antike Sittenbilder in generehafter Auffassung mit peinlich getreuer Wiedergabe aller stofflichen Einzelheiten, entsprach zwar dem damaligen Zeitgeschmack und brachte ihm Ruhm und Ehren (Robert Darmstaedters Künstlerlexikon von 1961), aber schon zu Lebzeiten des Malers wurde gerügt, daß in seinen Bildern mehr schöne Form, Pose und Geste als Ausdruck und Seele enthalten sei (Thieme-Beckers Künstlerlexikon von 1907).

7 Berlin, 12. Juni 1876

Teuerster Pietsch!

Ich muß Ihnen nach langem Schweigen doch mal wieder einen kleinen Liebesbrief stiften, der freilich in Ihre Sammlung „eigentlicher" nicht hineingehört. Eben habe ich mit Kapitel III von „Quer über den Peloponnes"[1] nachexerziert. Die letzte halbe Spalte – worin aber keine versteckte Kritik gegen die voraufgehenden zwei und eine halbe liegen soll – ist wieder ganz entzückend. Das sind die Sachen, die Ihnen keiner von unsren Kollegen nachmacht: Leicht, schelmisch, gütig, voll richtigem Künstler- und Menschenblick, der sich darin zu erkennen gibt, daß man das Echte und Ewige des Daseins von dem Plunder des Lackiert-Konventionellen zu unterscheiden weiß. Wie tritt einem das in der liebenswürdigen Szene mit dem „Gastfreund" entgegen.[2] Der Tropfen Rabelais, der in all Ihren Sachen ist, macht es nur noch schmackhafter. Manchmal vertröpfeln Sie sich und überwürzen den Wein, aber nicht hier.

Ihr alter Verehrter Th. Fontane

Gedruckt nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam (vgl. Briefe Theodor Fontanes. Zweite Sammlung, 1. Band, a. a. O., S. 360).

Kommentar

[1] Kapitel I und II von Pietschs Berichtsserie „Quer über den Peloponnes" waren in den Nummern 129 und 130 der VZ vom 4. und 7. Juni, das hier erwähnte Kapitel III in Nr. 147 vom 11. Juni 1876 erschienen. Ende 1878 kamen die gesamten Aufsätze von Pietschs Reise nach Griechenland, die er anläßlich der Ausgrabungen in Olympia unternommen hatte, als „Wallfahrt nach Olympia" heraus; Fontane besprach das Buch 1879 (vgl. Brief 9, Anmerkung 6).

[2] In dieser Szene schildert Pietsch, wie er bei einer Übernachtung in dem Dorf Sinaui, „nahe der klassischen Stelle des antiken Megalopolis", glaubt, die Verständigungsschwierigkeiten überwunden und ein Quartier mit Beköstigung *gemietet* zu haben. Hungrig auf Essen wartend, mit Notizen beschäftigt, wundert er sich, daß die achtköpfige Kinderschar des 35jährigen Hellenen ständig bei ihm im Raum ist. „Meine Geduld ging fast zu Ende bei diesem verzweifelten und immer vergeblichen Hoffen und Harren und bei der vermeintlich naiven Beharrlichkeit meiner ungebetenen Zimmergenossen, welche mir Karte, Glas, Bücher eins nach dem andern in die Hände nahmen, betrachteten, einander zureichten und wieder hinlegten". Nach dem endlich servierten Mahl in Gesellschaft des bärtigen Hausherrn weist ihm dieser den mit Decken belegten Fußboden des Raumes als Nachtlager an, das ihm aber durch die mitnächtigenden Hühner und Schwalben recht getrübt wird. „Froh des ersten, durch Dach und Läden einfallenden Morgenlichts sprang ich auf ... Da überraschte mich ein wahrhaft rührendes Familienbild. Auf dem schwanken Bretterboden lagen dicht nebeneinander gereiht noch im tiefen süßen Schlaf der Hausherr mit seiner ganzen männlichen Nachkommenschaft, alle in voller Garderobe, eine alte Pferdedecke über sie alle gebreitet. Um dem Gast das Zimmer ungestört zu überlassen, hatten sie die Nacht unter freiem Himmel geschlafen." Da der Gastfreund weder Geld noch

Geschenke annehmen wollte, geriet Pietsch, schon zum Abtritt bereit, in Verlegenheit. „Ich fühlte mich in der Erinnerung an mein gestriges Verhalten, das ich der Unwissenheit dankte ... aufs tiefste beschämt ... In dieser Verlegenheit kam mir ein guter Gedanke: ich drückte meinen Gastfreund stumm auf seinen Sitz nieder, riß Skizzenbuch und Stifte aus der Reisetasche und zeichnete sein Bild mit fliegender Hast auf das getönte Papier ... Als ich die fertige Skizze herausschnitt und dem Gastfreund als Dankeszeichen und Gastgeschenk überreichte, umgab mich ein Kreis von wahrhaft verklärten Gesichtern. Die Gewissenslast war von mir genommen!"

8

Berlin, 6. November 1878

Teuerster Pietsch!

Wilhelm Hertz schreibt mir, daß er Ihnen meinen Roman[1] gesandt habe. Ich halt es doch für in der Ordnung, der Buchhändlersendung noch diese Zeilen folgen zu lassen, mit der Bitte, in der Vossin[2], eventuell auch in der Schlesischen ein paar freundliche Worte darüber sagen zu wollen, immer vorausgesetzt, daß Ihnen die Richtung des Ganzen nicht zu sehr gegen den Strich ist.[3]

In herzlicher Ergebenheit Ihr Th. Fontane

Gedruckt nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam (vgl. den Erstdruck in Gotthard Erlers Anmerkungen in: Theodor Fontane, Romane und Erzählungen in acht Bänden, Berlin und Weimar 1969, Band 1, S. 364).

Kommentar

[1] Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 auf 13. Von Theodor Fontane, Berlin: W. Hertz 1878.

[2] Pietsch besprach den Roman in der VZ Nr. 275 vom 22. November 1878.

[3] Wie wenig Fontane von Pietsch eine positive Meinung über seinen Roman erwartete, geht aus einem Brief an den Redakteur der VZ Hermann Kletke vom gleichen Tage hervor, in dem es heißt: „Pietsch hat ein zweites Exemplar erhalten und wird, Ihre Zustimmung und seinen guten Willen vorausgesetzt, einiges in der Vossin darüber sagen. Daß ihm das Buch besonders gefällt, erwart ich nicht; es ist ganz unmodern, etwas fromm und kirchlich ... An Zola, der einen unterirdischen Pariser Käseladen mit genialer Bravour zu beschreiben weiß, erinnert nichts. Und das spricht mir mein Urteil. Denn Pietsch ist für Zola. Vielleicht aber lobt er mich aus Kommiseration." – Eine Äußerung Pietschs über Zola vgl. Brief 17, Anmerkung 2.

9

Berlin, 10. November 1878

Teuerster Pietsch!

Ihre Zeilen[1] haben mir heute früh eine große Freude gemacht. Ich dachte, Sie würden aus Freundlichkeit ein freundliches Wort haben; nun zu hören, daß Ihnen das Ganze, oder doch wenigstens die Tonart des Ganzen wohltut, ist

mir ein Herzenstrost. Denn ich weiß wohl, welch feines Ohr Sie haben. Außerdem, was alles von Hoffen und Bangen an solcher Arbeit hängt, brauch ich Ihnen nicht zu sagen. Verwöhnt hat mich das Leben nicht, wenigstens nicht durch Erfolge, aber auch die bescheidendste Position will immer neu erstritten sein. Die Geschichte von Hopfens „Pinsel Mings" ist nur halb wahr.[2]
Haben Sie besten Dank für Ihr Buch.[3] Ich schreibe also nicht[4], aber nur, um dafür mal ordentlich über Sie zu schreiben. Dies wird mir gar nicht schwer, wie mir nichts schwer wird, wenn es einer in mir lebenden starken Empfindung entspricht. Ich gedenke meine nächste Sommerfrische zu einem Artikel zu benutzen, der etwa die Überschrift führen soll „Welt- und Kriegsfahrten eines Berliner Touristen". Oder so ähnlich. In diesem Artikel will ich Sie und Ihr Talent schildern. Sie sind eine ganz exzeptionelle Erscheinung und nach meiner Länder- und Völkerkunde etwas noch nie Dagewesenes. Selbst die guten lieben „own correspondents" müssen einpacken. Beispielsweise William Russells[5] darstellende Kraft („powerfull language") kommt der Ihrigen allerdings gleich, oder übertrifft sie vielleicht noch an dramatischer Gewalt; aber welche Einseitigkeit! Wie wenig reelles, positives Wissen. Ich werde mal mit Lindau über diesen Punkt sprechen.[6] Meine Frau empfiehlt sich Ihnen allerseits.

Wie immer Ihr Th. Fontane

Gedruckt nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam (vgl. Theodor Fontane, Briefe an die Freunde. Letzte Auslese, a. a. O., 1. Band, S. 312–313).

Kommentar

1 Hier ist ein nicht erhalten gebliebener Brief von Pietsch gemeint, in dem er sich für die Übersendung von „Vor dem Sturm" bedankt.

2 Hans Hopfens episches Gedicht „Der Pinsel Mings. Eine chinesische Geschichte" (Stuttgart 1868) sagt aus, daß der Dichter, dessen Hand – geführt von dem Genie verleihenden Pinsel Mings – zehn Jahre lang unsterbliche Werke geschrieben hat, für den Rest seines Lebens dieses Wundertäters nicht mehr bedarf; jetzt werde die Menge auch talentlosem Geschwätz aus seiner Feder Beifall zollen.

3 Dieses Exemplar von Pietschs „Wallfahrt nach Olympia. Reisebriefe" (Berlin 1879) befindet sich heute im Fontane-Archiv Potsdam. Es trägt von Pietschs Hand die Widmung „Seinem teueren Freund Th. Fontane der Verf. L. P. 10./11."

4 Pietsch hatte offenbar darum gebeten, sein Buch nicht in der VZ zu besprechen.

5 Der englische Journalist Sir William Howard Russell (1821–1907) war Korrespondent der „Times". Pietsch war ihm wiederholt begegnet, so 1869 bei der Eröffnung des Suezkanals und im Feldzug 1870/71 im Hauptquartier des preußischen Kronprinzen.

6 Fontane blieb nicht bei der genannten Überschrift. In des erwähnten Paul Lindaus „Gegenwart" (Bd. XVI., Nr. 30 vom 26. Juli 1879, S. 56–59) schrieb

er vielmehr eine Besprechung des geschenkten Buches unter dem Titel „Nach „Olympia". In dieser Rezension führt Fontane die hier ausgesprochenen Gedanken weiter aus. Nachdem er Pietsch als einen „Meister in der Kunst der Reisebeschreibung" bezeichnet hat, heißt es u. a.: „Solche reiche Begabung ist aber keineswegs etwas Selbstverständliches, sondern umgekehrt so selten wie möglich. Jeder hat sein Maß von Begabung, wie jeder sein Maß von Vermögen hat, aber der *Grad* entscheidet, und neben ihm die Vielseitigkeit, der weite Horizont. Im einzelnen wird L. P. vielfach übertroffen, von diesem an stilvoller Kunst, von jenem an Witz, von diesem an Geschmack, von jenem an Gelehrsamkeit. Aufs Ganze hin angesehen, nehme ich nicht Anstand, ihn auf dem nichtpolitischen Gebiete für das größte journalistische Talent zu halten, das ich kennengelernt habe. Und ich habe viele kennengelernt. Und nicht bloß in Deutschland. Wir dürfen uns freilich nicht durch den bloßen Klang französischer und englischer Namen blenden lassen. Man vergleiche L. P. beispielsweise mit William Russell, einem der besten und begabtesten, die das Ausland hat. Und doch, wie beschränkt in seiner Begabung! Was L. P. besitzt, ist nicht nur ein stupender Reichtum an Anschauungen innerhalb aller Gebiete des Lebens und der Kunst, nein, er *beherrscht* diesen Besitz auch derartig, daß er jeden Augenblick mit größter Leichtigkeit darüber Verfügung hat" (vgl. die ganze Rezension in: Theodor Fontane, Aufzeichnungen zur Literatur. Ungedrucktes und Unbekanntes. Hrsg. von H.-H. Reuter, Berlin und Weimar 1969, S. 94–98). –

In einem Brief vom 16. Juni 1879 bot Fontane Julius Grosser, dem Redakteur der von Paul Lindau herausgegebenen Zeitschrift „Nord und Süd", die Besprechung über „L. Pietschs Olympia-Buch" zusammen mit der „über Stanleys Reise ‚Quer durch Afrika'" zur Auswahl an und fuhr dort: „Es würde mich freuen, wenn Sie sich für *Pietsch* entschieden, dem ich diesen kleinen Liebesdienst längst versprochen habe. Mit Besprechung des Buches würde ich beginnen, sehr bald aber zu der *Person* übergehen und offen und unumwunden – ohne seine Fehler zu verschweigen – auf das große und ganz einzig dastehende journalistische Talent hinweisen. Der Berliner ist ein Hammel, namentlich aber ein Neidhammel, sonst müßte dieser Mann in Gold gefaßt werden. Würde freilich nichts helfen; das erste, was er täte, wäre, daß er seine ‚Fassung' verpfändete. Aber das geht literarisch keinen was an." Vier Wochen später, am 19. Juli 1879, schrieb er an denselben Empfänger aus Wernigerode: „Ihrer gef. Aufforderung nachkommend, hab ich das Manuskript zu dem Pietsch-Aufsatz direkt an Teubners nach Leipzig abgeschickt. Ich denke mir – da Sie ja auch eine gute Meinung von L. P.'s Talent haben – daß alles, was ich nach dieser Richtung hin gesagt habe, Ihnen nicht als übertrieben erscheinen wird. Daß es Leute gibt, die geringer, ja viel geringer von ihm denken, kann nur ein Anlaß mehr sein, die Lanze für ihn einzulegen. Einer offenbaren Ungerechtigkeit entgegenzutreten, die seltsamerweise L. P. selbst nicht *so* empfindet, wie er sie empfinden könnte, war ja der eigentlichste Zweck meines Artikels, viel mehr als die spezielle Buchbesprechung" (zitiert mit freundlicher Genehmigung der Universitätsbibliothek Berlin nach den Originalen ihrer Fontane-Sammlung; vgl. auch S. 19, Anmerkung 11).

10 Berlin, 22. November 1878

Teuerster Pietsch!

Wenn ich Ihnen die Geschichte von Storm schon erzählt habe, so müssen Sie sie heut zum zweiten Male hören. Als Robert Prutz im seligen „Deutschen Museum" über ihn geschrieben hatte: „er sei sans phrase ein lyrischer Dichter, ein Dichter comme il faut"[1], kam er in dem bekannten Kostüm mit langem hin und her bammelndem Wollshawl zu uns, erzählte von seinem Glück und wandte sich dann an meine damals noch hübsche Frau mit der Frage: „Was raten Sie mir, daß ich tue?" Ich war bei der ganzen Szene nicht zugegen, und meine Frau schloß, als ich nach Hause kam, ihren Bericht darüber mit den Worten: „Ich hätte ihm am liebsten geantwortet, lassen Sie sich vor allem einen neuen Rock machen." Wir beide können uns das Geständnis machen, daß er dessen in der Regel dringend bedürftig war. Brillante Lyriker waren nie Schneiderleute.
Seien Sie herzlichst bedankt. Am Kaffeetisch wurde ich gleich mit den Worten empfangen: „Eingehender und liebevoller" – und dann kam noch ein drittes Wort, das ich, weil es mich angeht, verschweigen muß – „ist nie über dich geschrieben worden."[2] Es war eine glückliche Stunde, und wenn es Ihnen eine besondere Freude gemacht hat, das Kind des „starken Mannes" nicht als 18 Jahre lang unerkannte Baronin abschließen zu sehen, so hat es mir eine riesige Freude gemacht, daß Sie meine Absicht hier ganz und gar erraten haben.[3] Die Natur adelt; alles andre ist Unsinn, und eine der mir degoutantesten Erscheinungen ist es immer gewesen, gerade in den Romanen liberaler und allerliberalster Schriftsteller, den Hauslehrer oder die Gouvernante, wenn sie heldisch-siegreich auftreten, sich schließlich immer als Graf oder Gräfin entpuppen zu sehen. Wenn auch nur von der Bank gefallen. Nochmals besten Dank.

Wie immer Ihr Th. Fontane

Gedruckt nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam (vgl. Fontanes Briefe in zwei Bänden. Ausgew. von Gotthard Erler, Berlin und Weimar 1868, 1. Band, S. 461).

Kommentar

[1] Wie mit Hilfe von H.-E. Teitges verdienstvoller „Storm-Bibliographie" (Berlin 1967) festgestellt werden konnte, hat Robert Prutz im „Deutschen Museum. Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben" Neuerscheinungen von Theodor Storm des öfteren mit großem Wohlwollen besprochen. In den Jahren 1854 und 1855, die allein für den erwähnten Besuch in Frage kommen, gebrauchte Prutz die von Fontane angeführte Wendung allerdings nicht wörtlich. In Nr. 1 vom 1. Januar 1854 hatte er z. B. über Storm als Verfasser der „Gedichte" gesagt: „Sein Realismus ist so harmonischer, so tief poetischer Natur ..." In Nr. 1 vom 1. Januar 1855 bewunderte er in den drei Sommergeschichten von „Im Sonnenschein" (Berlin 1854) „nicht bloß den graziösen Meißelschlag, sondern ... auch den warmen Herzschlag eines Poeten, den Schlag eines Herzens, das sich mit uns freut und mit uns klagt." In dem letztgenannten Literatur- und Kunstbericht begrüßte Prutz auch das

durch Storms Unterstützung und Vermittlung bei H. Schindler in Berlin erschienene Buch von Iwan Turgenjew „Aus dem Tagebuch eines Jägers" in der Übersetzung des Storm und Fontane befreundeten August Viedert „als eine höchst schätzenswerte Bereicherung unserer Literatur".

[2] Die ungewöhnliche Breite von Pietschs Besprechung von „Vor dem Sturm" (VZ Nr. 275 vom 22. November 1878, 1. Beilage, S. 2) erklärt sich aus dem Bestreben, Fontane nachdrücklich in seiner neuen Eigenschaft als Romanschriftsteller vorzustellen. Pietsch schrieb u. a.: „Seit dreißig Jahren kennt und liebt das deutsche Publikum Theodor Fontane als Balladen- und Liederdichter, als fein beobachtenden treuen Schilderer des Lebens und der Natur, der Menschen, Städte, Landschaften der Fremde wie der Heimat und als Kriegshistoriker; – die Leser der ‚Vossischen Zeitung' wissen ihn noch ganz speziell zu alledem auch als scharfblickenden, unbefangenen und eigenartigen Theaterkritiker zu schätzen. In dieser langen, an schönen Erfolgen nicht eben armen, literarischen und dichterischen Tätigkeit hatte er die Kraft seines Talents gestählt, sie in sehr verschiedenen Sesseln gerecht gemacht, eine außerordentliche Fülle von Beobachtungen der Wirklichkeit, von geschichtlichem Wissen, besonders von intimer Vaterlands- und Volkskunde in seiner Seele nicht nur angesammelt, sondern auch gründlich verarbeitet. So vorbereitet, ausgerüstet und innerlich ausgereift in Kunst und Erfahrung, hat er eine erste erzählende Dichtung geschrieben ... Romane der Liebesleidenschaft werden einem Poeten von 22 Jahren, wie Goethe, als er den ‚Werther' schrieb, besser gelingen als auch bei gleicher Begabung einem 58jährigen. Erzählungen dagegen, welche die Breite des Lebens, menschliche Zustände und Charaktere in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit zum Gegenstande ihrer Darstellung haben, erfordern eine Lebenskenntnis und einen Reichtum positiver Anschauungen, wie sie auch der talentvollsten Jugend versagt sein muß ...
Ich begrüße den Roman, wie er da ist, als eine der wertesten Bereicherungen unserer modernen erzählenden Literatur. Daß er die Schlagworte unserer Tage einmal nicht enthält, daß er uns wieder einmal andre Menschen als die, welche im Salon glänzen und die, welche die Börse unsicher machen, vorführt, daß er den gewohnten Zirkel der herrschenden geläufigen Anschauungen und Tendenzen durchbricht, macht mir ihn doppelt lieb."

[3] Bei Pietsch hatte es in diesem Zusammenhang geheißen: „Wie ein Fremdling in diese märkische Landadelsgesellschaft hineinverschlagen steht ein junges Wesen von märchenhafter Anmut ... die Pflegetochter des braven Schulzen Kniehase ... die Tochter eines armen Jahrmarktgauklers und ‚starken Mannes' ist das seltsame Kind ... Die Leser der landläufigen deutschen Romane werden sicher etwas überrascht sein, daß dieses vom Dichter mit jedem poetischen Liebreiz geschmückte und doch von jeder krankhaften Romantik freigehaltene holde Kind sich schließlich dennoch nicht als ‚Prinzessin' oder (mit Sacher-Masoch zu reden ‚mindestens Baronin') entpuppt, sondern bis zu Ende die leibliche Tochter des ‚starken Mannes' und seiner armen braven, angetrauten Ehefrau bleibt."

11 Berlin, 13. Septenmber 1879

Teuerster Pietsch!

Landschafter Hellmuth Raetzer aus Karlsruhe[1], jetzt in Rügen, bittet Sie durch mich, seiner bei Besprechung der Landschaftsbilder freundlich gedenken zu wollen. Ich glaube, er ist sehr talentvoll, und ein Künstler in seiner Kunst, scheint mir alles dem Titel seines diesjährigen Bildes nach (ich habe es noch nicht gesehen) zu werden.[2]

Ihre freundliche Absicht, bei Paetels in Betreff „Grete Minde" eine Frage zu stellen[3], bitte ich *dringend* aufgeben zu wollen. Es ist mit dem Verleger, den man hat, wie mit der Frau. die man hat, – man muß sich eben mit ihnen einzurichten suchen. Ich kann wegen eines bloßen „es wäre mir lieb, wir warteten bis nächstes Jahr" nicht gleich die Zelte abbrechen. Außerdem weiß ich aus vieljähriger Erfahrung nachgerade nur zu gut, daß es Unsinn ist, von zuletzt doch nur kleinen Einzelheiten irgendetwas zu erwarten. Mit neunundfünfzig hat man überhaupt gar nichts mehr zu erwarten als Rückzug. *Sie* sind noch nicht neunundfünfzig und mögen also das Hoffnungs- und Lebensbanner, was ein und dasselbe ist, hochhalten.

Ihr Th. Fontane

Gedruckt nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam (vgl. den Teildruck in: Theodor Fontanes engere Welt. Aus dem Nachlaß hrsg. von Mario Krammer, Berlin 1920, S. 46).

Kommentar

[1] Der Landschaftsmaler Hellmuth Raetzer (1838–1909) war der Sohn eines Müllers in Neu-Tarnow bei Freienwalde (Blankenburg). In Freienwalde lebte Fontanes Vater; seiner Fürsprache war es zu denken, daß Raetzer Maler werden durfte. 1859 zeichnete er das einzige von Fontanes Vater existierende Bild. Nachdem er Schüler von H. Gude und O. Achenbach in Karlsruhe gewesen war, besuchte er 1872/73 Rom.

[2] Pietsch kam Fontanes Bitte nach und schrieb in der XVII. Fortsetzung seines Berichts über „Die Berliner Kunstausstellung" in der VZ Nr. 303 vom 30. Oktober 1879 anerkennend und doch kritisch: „Raetzer, der eine Landschaft von der Insel Rügen – Villen mit prächtigen Baumgruppen im Vordergrund, dem Regenbogen auf grauem Gewölk und mit der poetischen Absicht malte, die ‚Stimmung von Schäfers Klagelied von Goethe' mit Hilfe der Staffage eines Hirten und einer Schäferin darin auszudrücken, – ein Bestreben, welches der Landschaftsmalerei wohl kaum gelingen kann, wie ja denn auch sein Gelingen oder Mißglücken für den Wert derselben als landschaftliches Kunstwerk gleichgültig bleibt, – ‚Stimmung' hat Raetzers Bild darum doch zur Genüge, und er erreicht es, die Seele des Beschauers in dieselbe hineinzuziehen."

[3] Pietsch wollte beim Verlag der Gebrüder Paetel anfragen, ob sie Fontanes Novelle „Grete Minde", die gerade in „Nord und Süd" vorabgedruckt wurde, in die Paetelsche Miniaturbibliothek aufnehmen würden. Die Novelle erschien 1880 bei Fontanes bisherigem Verleger Wilhelm Hertz.

12

Berlin, 18. Oktober 1879

Teuerster Pietsch!

Ich bin sehr erkältet und werde mich morgen mit Emser Krähnchen in eine Ofenecke zurückziehen. So wollen Sie mein Ausbleiben gütigst entschuldigen.

Wie immer Ihr Th. Fontane

Erstdruck nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam.

13

Berlin, 20. April 1880

Teuerster Pietsch!

Eben verläßt mich ein jüngerer Herr von Jagow, der bei den Gardeulanen stand, drei Jahre Kriegsakademiker und zuletzt zwei Jahre militärisch attachiert in Paris war und nunmehr gewillt ist, in die bekannten böhmischen Wälder zu gehn, mit andern Worten Schriftsteller zu werden.[1] Er hat über französische Stücke und Romane geschrieben, über Augier, Zola, Sarcey[2], die er auch persönlich kennengelernt hat, und will sich jetzt selbst à la Putlitz, Moser[3] etc. als Lustspieldichter etablieren. Journalistische Tätigkeit soll aber vorläufige[4] Sicherheit der Existenz schaffen und ich hab es ihm als eine Möglichkeit geschildert, daß Sie ihn bei der *Schlesischen* empfehlen, beziehungsweise einführen würden. Erwäg ich den Eindruck, den ich von dem jungen Manne gehabt habe (31 Jahre alt), seinen Bildungsgang: Kriegsakademie und Paris und schließlich den Umstand, daß einige seiner Aufsätze im „Magazin für die Literatur des Auslandes" gedruckt wurden[5], so glaub ich, daß solche Empfehlung unriskant ist. Alles andere werden Sie aus dem Munde des liebenswürdigen jungen Mannes hören; er will sich Ihnen morgen (Mittwoch) zwischen 11 und 12 vorstellen. Ihnen Gruß und Empfehlung an die verehrten Damen.

Wie immer Ihr Th. Fontane

Erstdruck nach dem Original im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar.

Kommentar

[1] Eugen Alfred von Jagow (1849–1905) entstammte der Linie Aulosen des märkischen Uradelsgeschlechtes Jagow, das Fontane in seinen „Wanderungen" beschrieben hat. Er wuchs bei seiner Mutter auf, die vom Vater Wilhelm von Jagow getrennt in Halle, Berlin und Hanau lebte, wurde 1870 Soldat und machte den Krieg gegen Frankrech im 3. Gardeulanenregiment mit. 1877/78 wurde er zur Kriegsakademie kommandiert, trat bald zur Reserve über und nahm seinen Abschied.
Seit 1880 lebte er als Korrespondent verschiedener deutscher Zeitungen, vor allem der „Kreuzzeitung" und der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", ständig in Paris, mit Ausnahme der Jahre 1898 bis 1901, in denen er wegen seiner Zeitungstätigkeit aus der französischen Hauptstadt ausgewiesen wurde. Jagow schilderte im Roman „Die Dulderin" (1887) die Lebensgeschichte seiner Mutter, schrieb „Korsische Novellen" (1891), vor allem aber

Bühnenwerke, wie z. B. „Der Ammeister von Straßburg" (1891), „Prometheus" (1894) und „Getreu bis in den Tod" (1903).

[2] Gemeint sind der Dramatiker Emilie Augier (1820–1889), Emile Zola (1840 bis 1902) und der Literaturhistoriker Francisque Sarcey (1828–1899), dessen Buch „Die Belagerung von Paris" Fontane im „Krieg gegen Frankreich" benutzt hatte.

[3] Gustav zu Putlitz' (1821–1890) heute vergessene Lustspiele wurden ebenso wie die Gustav Mosers (1825–1903) seinerzeit viel gespielt (über Putlitz vgl. Brief 1, Anmerkung 4 und 6).

[4] Verbessert aus: vorzugsweise.

[5] Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" enthält zwischen 1878 und 1880 keine von Jagow mit vollem Namen unterzeichneten Aufsätze. Zwei Rezensionen, – über „Sainte-Beuves Correspondenz" (Paris 1877) in Nr. 39 vom 28. September 1878 und über H. Fornerons Buch „Die Herzoge von Guise" (Paris 1877) in Nr. 10 vom 9. März 1878 –, die mit J. unterzeichnet sind, oder aber einige ungezeichnete Artikel könnten ihn zum Verfasser haben.

14 Berlin, 24. April 1880

Teuerster Pietsch!

Eben beim Früstück hat mir meine Frau Ihre Besprechung meines Romans[1] vorgelesen; man hat nicht immer so süße „Einstippe". Seien Sie aufs herzlichste dafür bedankt. Sonderbar zu sagen, daß mein Dank durch die beständig nebenher laufende Bewunderung in seinem Vollgefühl gehemmt wurde. „Du könntest das nicht" so klang es immer leise mit und deprimierte mich ein wenig. Welcher freundliche Herzenszug und welche grundgesunde Natur gehören dazu, zweimal dasselbe Buch zu besprechen[2] und *so* zu besprechen. Keine Spur von Ermüdung oder gar Widerwilligkeit: in Wohlwollen, in Lust und Liebe sprudeln die Worte.

Besonders dankbar bin ich Ihnen auch dafür, daß Sie auf die Schwächen des Buches hingewiesen haben.[3] Ich war mir derselben selbst bewußt und wollt es deshalb ein „Zeit- und Sittenbild aus dem Winter 12 auf 13" nennen. Hertz aber meinte, „dann kaufe es niemand". Ich bin überzeugt, daß er darin unrecht gehabt hat, auch in Bezug auf den äußeren Erfolg. „Isegrimm"[4] stelle ich *sehr* hoch. Ich halte es in der ersten Hälfte für das Beste und Bedeutendste, was Willibald Alexis geschrieben hat, überhaupt für bedeutend und jedenfalls für viel bedeutender als Scott, ein paar Ausnahmestellen (Jenny Deans[5] ect.) zugegeben. Ob es Willibald Alexis aber in dem Zeitton getroffen hat, ist mir zweifelhaft. Ein jeder wird glauben müssen, es sei alles so ernst und düster und fanatisch gewesen. Ich selbst würd es glauben, wenn ich ein Fremder wäre. Meine Eltern aber und die gesamten Swinemünder Honoratioren (unter denen ich meine Jugendeindrücke empfing) haben mir immer nur erzählt, wie kreuzfidel man damals gewesen sei. Alles entente cordiale mit den lieben kleinen Franzosen, alles verliebt und alles lüderlich. Was Alexis schildert, existierte auch, aber es war die Ausnahme. Übrigens haben Alexis und ich aus derselben

Quelle geschöpft. Marwitz: Memoiren.[6] *Er* hat aus Marwitz den Isegrimm gemacht, *ich* den Vitzewitz. Auch darin zeigt sich der Unterschied unsrer Naturen. Er war Melancholikus, ich bin ganz Sanguiniker. Nochmals, teuerster Pietsch, vielen, vielen Dank, dem sich die ganze Familie anschließt.

Wie immer Ihr Th. Fontane

Gedruckt nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam (vgl. Briefe Theodor Fontanes. Zweite Sammlung, a. a. O., 2. Band, S. 5–6).

Kommentar

[1] Pietschs zweite Besprechung von „Vor dem Sturm" war in der „Gegenwart", Band XVII, Nr. 17. vom 24. April 1880 erschienen.

[2] Pietsch hatte den Roman bereits – ausschließlich lobend – in der VZ vom 22. November 1878 besprochen (vgl. Brief 10).

[3] Pietsch schließt seine zweite Rezension, in die er nach Fontanes ersten Erfolgen als Romanschriftsteller auch Kritik einfließen läßt, mit den Worten: „Überall in dem Buch Fontanes beweist er die gleich schöne spröde Scheu vor der handwerksmäßigen Romanmache, vor den konventionellen ‚Trucs' dieser Kunst; betreffe es die Verwicklungen, die Situationen, die Effekte oder die Charaktere. Hier ist alles selbsterworbenes Gut; in sorglicher, treuer, unbefangener Beobachtung der Wirklichkeit und Arbeit errungen und in strenger Selbstkritik und gewissenhafter Prüfung gesichtet. Der tiefe Widerwille gegen die Phrase in jeder Gestalt, gegen das nur tönende Erz und die klingende Schelle beseelt ihn. Und die echte Vornehmheit seines Denkens und Fühlens bewahrt ihn vor dem Trivialen wie vor dem Rohen und Gemeinen . . .

Zugegeben mag es werden: ‚Vor dem Sturm' ist kein eigentlicher Roman, keine fortreißende, den Leser gepackt haltende oder wohlberechnet angelegte, in stetiger Entwicklung und mit dem Anschein innerer Notwendigkeit von Situation zu Situation kunstvoll durchgeführte Geschichte. Fontanes *Erzähler*talent und -kunst offenbart sich in der kleineren Novelle mit geschlossener einheitlicher Handlung (wie ‚Grete Minde') wohl noch entschiedener und glanzvoller als in einem derartigen mehrbändigen Buch von weitschichtigem Bau".

[4] Fontane geht an dieser Stelle des Briefes auf Pietschs Bemerkung ein: „Die Landschaft und die Zeit, in welcher seine Geschichte spielt, legt dem Leser den Vergleich mit Willibald Alexis' ‚Isegrimm' [1854] fast unabweislich nahe. Fontanes märkische und ‚Franzosenzeitbilder' sind sicher nicht weniger wahr, lebensvoll und überzeugend als die jenes Meisters der vaterländischen Romandichtung. Aber die Stärke des Erzählers von ‚Vor dem Sturm' liegt mehr im historischen Genrebild und im intimen zeit- und sittengeschichtlichen Idyll als in der Malerei der großen geschichtlichen Leidenschaften und Handlungen. Man hört bei Fontane nur äußerst gedämpft das Grollen des nahenden ‚Sturms', das so vernehmlich das Buch von W. Alexis durchklingt."

[5] Gemeint ist die Gestalt der Jeanie Deans, Stiefschwester Effie Deans, in Walter Scotts Roman „Das Herz von Midlothian" (1818).

[6] Aus dem Nachlasse Friedrich August Ludwig von der Marwitz. 1. Band: Lebensbeschreibung, Berlin 1852.

15 Berlin, 6. Oktober 1880

Teuerster Pietsch!

Eben erst (Mittwoch früh) legt mir meine Frau Ihren Bericht über das Sonnabendfest[1] vor. Brillant.
Beneidenswertes Talent! – Es ist nichts komischer, wie wenn es mitunter heißt: „Was früher Rellstab[2] war, ist jetzt Pietsch". Differenz ist noch viel größer als die Vossin von damals und von heut. Es ist die Differenz von Moewes Blumengarten[3] und der Konzerthalle des Zentralhotels.

Ihr alter Talentverehrer Th. Fontane

Gedruckt nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam (vgl. Briefe Theodor Fontane. Zweite Sammlung, a. a. O., 2. Band, S. 22).

Kommentar

[1] Beim „Eröffnungsfest im Wintergarten des Zentralhotels" (VZ Nr. 277 vom 5. Oktober 1880, 2. Beilage) waren Sehen und Gesehenwerden wichtiger gewesen als das gebotene Konzert. Pietschs Bericht hierüber hatte sich durch Farbenreichtum und durch ein amüsantes Defilee des versammelten „tout Berlin" ausgezeichnet.

[2] Ludwig Rellstab (1799–1860) war seit 1826 Redakteur, Literatur- und vor allem Musikkritiker an der VZ.

[3] So nannte sich in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Lokal in der Potsdamer Straße.

16 Wernigerode, 4. August 1881

Teuerster Pietsch!

Indem ich Sie bitte, dem jungen Paar[1] unsere herzlichsten Glückwünsche auszusprechen, Ihnen und Ihrer lieben Frau die Versicherung unserer aufrichtigen Mitfreude.

Wie immer Ihr Th. Fontane

Erstdruck nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam.
Kommentar

[1] Marie Pietsch heiratete den Maler Rudolf von Voigtländer und zog mit ihm nach Brüssel.

17 Berlin, 14. September 1883

Teuerster Pietsch!

Vielen Dank für Ihre schöne Arbeit über Turgenjew.[1] Wie selten, daß über einen Künstler oder Dichter *so* aus der Fülle des Erlebnisses, der Kenntnis und des Verständnisses geschrieben wird.

Wie immer Ihr Th. Fontane

Wundervoll ist das Urteil über Zola[2], mit dem ich mich in diesem Sommer monatelang beschäftigt habe[3]. Genie, aber ohne Mark und ohne Geschmack.

Erstdruck nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam.

Kommentar

[1] Nach dem Tod des russischen Dichters am 9. September 1883 in Bougival bei Paris hatte Pietsch in drei Fortsetzungen in der VZ vom 11., 12. und 14. September „Erinnerungen an Iwan Turgenjew" veröffentlicht. Sie sind wiederabgedruckt in: Iwan Turgenjews Briefe an Ludwig Pietsch, a. a. O., S. 167–179.

[2] Über Turgenjews Verhältnis zu Zola hatte Pietsch geschrieben, daß „der heilige Ernst der Arbeit, die unbestechliche Wahrheitsliebe, die Aufrichtigkeit, die Strenge des künstlerischen Gewissens", die den russischen Dichter für Gustave Flaubert und Adolf Menzel einnahmen, ihn „für Emile Zola gewannen, wie sehr sich auch Turgenjews Sinn gegen dessen gänzlichen Mangel an Geschmack und gegen dessen unbesiegbare Passion und Schwäche empörte, *alles* zu sagen und nichts verschweigen zu können." An anderer Stelle heißt es: „Wie fühlt man [bei Turgenjew – Chr. Sch.] dieses Mitleben des ganzen Menschen, diese Energie der sinnlichen Anschauung aus allem, was er vor uns erscheinen, handeln und reden läßt. Auch Flaubert, Zola und ihre Schule besitzen diese köstliche Gabe des realistischen Dichters nicht in stärkerem Maße. Aber eins hat Turgenjew noch immer vor ihnen allen voraus gehabt: den untrüglichen Geschmack des vornehmen Geistes und die Reinheit der Seele, welche nie von lüsternen Bildern befleckt wurde und von seinen Dichtungen – wie heiß auch die Leidenschaft in manchen ihrer Gestalten pulsierte und stürmte – gerade alle jene Elemente jederzeit ausschloß, in deren detaillierter Ausmalung die Phantasie und die Feder seiner naturalistischen französischen Freunde mit so unverhohlenem Behagen schwelgt."

[3] Über sein Studium von Zolas Romanen „Das Glück der Familie Rougon" und „Die Eroberung von Plassans" – den „Totschläger" hatte er im Januar 1882 gelesen – schrieb Fontane in mehreren Briefen aus Thale im Juni 1883 an seine Frau, z. B. am 25. Juni: „Das Talent ist kollossal bis zuletzt. Er schmeißt Figuren heraus, als ob er über Feld ging und säte. Gewöhnliche Schriftsteller und gerade die guten und besten, kommen einem arm daneben vor, Storm die reine Kirchenmaus. Und doch, im letzten ist er halb Pietsch, halb Goedsche. Von jenem hat er die Fülle und Farbe der Schilderung, von diesem das Ungezügelte, das Durchgängerische, die wildgewordene Fähnrichphantasie ... Ich hoffe, über Zola schreiben zu können. Was bis jetzt über ihn gesagt ist, ist alles dummes Zeug, geradezu kindisch. Nichts liegt so darnieder wie die Kritik. Die Betreffenden wissen gar nicht, worauf es ankommt." Vgl. Fontanes Notizen über die beiden Romane Zolas in: Aufz. zur Lit., 1969, S. 131–151 .

18

Berlin, 24. Dezember 1884

Herzlichste Glückwünsche zum 60., Elan und Dauerbarkeit, und bis zum 70. hin immer noch *auf*wärts.

Wie immer Ihr ergebenster Th. Fontane

Erstdruck nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam.

19

Berlin, 23. Dezember 1885

Teuerster Pietsch!

Sie haben mir durch Ihre beschämend freundliche Besprechung meiner Novelle[1] schon am Weihnachtsvorabend eine Weihnachtsfreude gemacht. Daß sich etwas von Wehmut mit in diese Freude hineinmischt, steigert sie nur. Sie sind ja jünger als ich und stehen auch noch forsch und fest im Leben, aber auch Sie werden vielleicht empfinden, daß neue Menschen um uns her geboren wurden, die zu neuen Göttern und Götzen beten. Ich komme aus diesem Gefühl nicht mehr heraus und bin vereinsamt. Und es ist gerade an den glücklichen Tagen wie heute, daß einem dies am lebhaftesten vor die Seele tritt. Mit einer Art Schauder denkt man an die Möglichkeit, daß man rankehaft alt werden[2] und dem Mitleidsobol einer von Pietät und ähnlichen Schnurrpfeifereien emanzipierten Jugend verfallen könnte. Die paar Alten sollten deshalb, soweit es Charakter und Verhältnisse zulassen, zusammenhalten. Über diese Allgemeinbetrachtungen vergeß ich aber die Hauptsache: die Besprechung. Alles Lob schmeckt und geht einem glatt runter, aber neben diesem süßen Alltagslob gibt es doch noch ein Festtagslob, das einen erquickt, stärkt, erhebt. Kein Zucker, sondern Wein. Sie haben Menzel und Turgenjew genannt[3], und zu beiden blicke ich als zu meinen Meistern und Vorbildern auf. Es ist die Schule, zu der, soweit meine Kenntnis reicht, nur noch Rudolf Lindau gehört.[4] Heyse (so groß sein Talent) nicht, weil er nicht richtig empfindet.[5] Keller und Storm, beide von mir verehrt, sind Erscheinungen für sich. Hopfen wäre famos, wenn er nicht nebenher auch noch Hopfen wäre. Er hat zuviel von sich selbst. Hasige Hasen schmecken nicht. In „Nord und Süd" stehen sehr interessante Turgenjewsche Briefe.[6] Nochmals besten Dank. Empfehlung Ihren Damen.

Wie immer Ihr Th. Fontane

Gedruckt nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam (vgl. Fontanes Briefe in zwei Bänden. Ausgew. von Gotthard Erler, Berlin und Weimar 1968, 2. Band, S. 142–143).

Kommentar

[1] In der Schreibmaschinenabschrift steht: Novellen. Pietschs Besprechung in der VZ Nr. 598 vom 23. Dezember 1885 galt jedoch nur der einen Novelle „Unterm Birnbaum".

[2] Der Historiker Leopold von Ranke starb 1886 einundneunzigjährig.

[3] Pietsch hatte u. a. geschrieben: „Jede tragische oder düster endende Erzählung läßt sich kurz und leicht damit abfertigen und charakterisieren: ‚Eine Kriminalgeschichte'! ... Fontanes köstliche kleine Erzählung ‚Unterm Birnbaum', zuerst in der ‚Gartenlaube' abgedruckt, nun in einem eleganten Bändchen als Buch erschienen, hat dieselbe Bezeichnung und Aburteilung über sich ergehen lassen müssen ... Die Mord- und Kriminalgeschichte bildet den Kern der Erzählung. Aber es ist nicht nur das Unheimliche, das Grausen der Tat und das Interesse an dem ferneren Schicksal der Täter, was den Leser der Novelle so gefesselt und gebannt hält, daß er das Buch nicht aus der Hand zu legen vermag, bis er zur letzten Seite gelangt ist. Die be-

wundernswerte Kunst des Erzählens, aber nicht zum wenigsten auch die des Verschweigens bildet wohl mehr noch die Ursache dieser Wirkung. Dazu kommt die unübertreffliche Zeichnung der märkisch-bäuerlichen Figuren, die echt oderbruch-dörfliche Lokalfarbe, die vollendete Malerei von Wetter-, Jahres- und Tageszeitstimmungen, die plastische Klarheit und Anschaulichkeit in den Ortsschilderungen, Gestalten wie die alte Jeschke, der Gensdarm Geelhaar, der Hausknecht Ede ... das sind mit verhältnismäßig wenigen Meisterstrichen entworfene Menschenwesen von einer Lebensfülle, einer persönlichen Bestimmtheit und Überzeugungskraft, wie sie auch Menzel, Turgenjew und Fritz Reuter den von ihnen gezeichneten nicht in höherem Maße verliehen haben. Um zur vollen Erkenntnis und Würdigung der Komposition dieser Erzählung zu gelangen, lese man sie sofort noch ein zweites Mal. Dann erst wird man sich der ganzen Feinheit der Motivierung, des Aufbaus der Handlung, der Schürzung aller Fäden bewußt und genießt erst ganz die Arbeit des Künstlers, den man beim ersten Lesen – gepackt und beherrscht von der Gewalt des stofflichen Interesses – über seiner Schöpfung fast vergaß".

4 Fontane denkt hier an ein Gespräch, das er knapp drei Jahre zuvor – im Februar 1883 – mit dem Diplomaten und Schriftsteller Rudolf Lindau (1829 bis 1910) geführt hat. Lindau bekannte ihm damals, daß sein eigenes Schaffensprinzip das realistische seines langjährigen verehrten Freundes Turgenjew sei (vgl. Th. Fontane, Rudolf Lindau. Ein Besuch. In: Sämtliche Werke. Band XXII/I: Literarische Essays und Studien, München 1963, S. 327).

5 Gerügt, daß er seinen Freund aus „Tunnel"-Tagen und vielfachen Gönner Paul Heyse in „Von Zwanzig bis Dreißig" nicht genügend gewürdigt habe, zog Fontane gewissermaßen die Summe seiner Urteile über diesen seinerzeit bewunderten Dichter in einem Brief an Friedrich Fontane vom 21. Juni 1898: „... so klug, so fein, so geistvoll, so äußerlich abgerundet bis zur Meisterschaft er ist, so ist doch die Kluft zwischen ihm und mir *zu* groß, um meinerseits mit Ruhmesdithyramben über ihn losgehen zu können. Er hat seinen Platz in der Literatur, was schon sehr viel ist, aber ein Eroberer ist er nicht."

6 Von Pawel Annenkow erschien in „Nord und Süd", Band 36, Heft 106 (Januar 1886) „Ein sechsjähriger Briefwechsel mit Iwan S. Turgenjew. 1856–1862. Aus dem Russischen übersetzt von A. Grebst in Petersburg."

20

Berlin, 24. Dezember 1885

Teuerster Pietsch!

Der durch beiliegende Karte mitbeglaubigte jugendliche Hauptmann George Fontane hatte vor, morgen die Gratulationen der Familie persönlich zu überbringen. Seit heute, mit dem Glockenschlag zwölf glücklich verlobt, sind diese guten Vorsätze hinweggeschwunden, und Sie werden der erste sein, der seine verzeihende Zustimmung dazu gibt. Den Namen der Braut darf ich noch nicht nennen – er spielt ins Normannisch-Meyerbeersche hinüber[1] – da die Ver-

lobung erst von übermorgen an offiziell ist. Viel Glück zu Fest, Geburtstag und neuem Lebensjahr.

Wie immer Ihr Th. Fontane

Gedruckt nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam (vgl. Briefe Theodor Fontanes. Zweite Sammlung, a. a. O., 2. Band, S. 105).

Kommentar

[1] George Fontane verlobte sich mit Martha Robert, der ältesten Tochter des Justizrat Robert; die Hochzeit fand am 12. Juni 1886 statt. Das „Normannisch-Meyerbeersche" ist eine Anspielung auf Meyerbeers Oper „Robert le Diable", deren Held der Normannenherzog Robert ist (Hinweis von Herrn Peter Goldammer).

21

Berlin, 10. Februar 1888

Teuerster Pietsch!

Das jüngste Kind meiner Laune[1] wird Ihnen wohl schon zwei Stunden vor Eintreffen dieser Zeilen zugegangen sein. Wenn Ihre Güte Veranlassung nehmen wollte, der Welt zu versichern, daß der Roman selbst nicht zu den *großen* „Irrungen" zählt und jedenfalls nicht die Absicht hatte, die „Wirrungen" auf dem Gebiete der Sittlichkeit zu vergrößern (eher das Gegenteil), so würde ich Ihnen zu erneutem Danke verpflichtet sein. Es war sehr liebenswürdig, daß Ihre liebe Frau neulich vorsprach. Wenn ich meinen „Zug nach dem Westen"[2] vornehme, was recht bald geschieht, erkundige ich mich nach Ihrer aller Befinden.
Der arme Kronprinz! Da ist man mit seinem eigenen kleinen Leid doch besser dran.[3]

In herzlicher Ergebenheit Ihr Th. Fontane

Wenn Sie ein paar freundliche Worte sagen, so, wenn's sein kann, in der Schlesischen[4], woran mir, wegen meiner schlesischen Beziehungen, *sehr* liegt. In der Vossin wird wohl Schlenther schreiben, vorausgesetzt, daß Stephany nicht andre Beschlüsse faßt.[5]

(Vgl. die Erstveröffentlichung in: Neunundachtzig bisher ungedruckte Briefe und Handschriften von Theodor Fontane. Hrsg. von R. von Kehler, Berlin 1936, S. 81 und: Fontanes Briefe in zwei Bänden. Ausgew. von Gotthard Erler. Berlin und Weimar 1968, 2. Band, S. 180).

Kommentar

[1] Fontanes Roman „Irrungen, Wirrungen" war Anfang Februar im Leipziger Verlag von F. W. Steffens als Buch erschienen.
[2] Pietsch wohnte im Berliner Westen in der Landgrafenstraße 8. Fontane spielt hier auf Paul Lindaus Roman „Der Zug nach dem Westen" (1886) an, den er am 27. Dezember 1886 in der „Vossischen Zeitung" besprochen hatte.

[3] Kronprinz Friedrich Wilhelm litt an Kehlkopfkrebs, an dem er im Juni 1888 als Kaiser Friedrich III. nach 99 Tagen Regierungszeit starb.

[4] Pietsch erfüllte Fontanes Wunsch und besprach das Buch in der „Schlesischen Zeitung", Nr. 313 vom 5. Mai 1888, unter „Literarisches". Im Hinblick auf die „Wirrungen auf dem Gebiete der Sittlichkeit" schrieb er über den Roman: „Seine wesentlichere Besonderheit liegt in der ganz ungewohnten Art, in welcher die Handlung sich schließlich entwickelt, die Irrungen sich rächen, die Wirrungen sich lösen. Als der Roman im vorigen Sommer im Feuilleton der ‚Vossischen Zeitung' erschien, äußerte eine große Zahl seiner Leser lebhaft ihre Verwunderung und ihren Unmut darüber, daß er gar keinen Schluß habe, daß der Verfasser da abbreche, wo man erwartet hätte, die Entwicklung der Katastrophe erst beginnen zu sehen.

Aber der Erzähler konnte diesen Vorwurf mit dem Hinweis auf das Leben zurückweisen und damit seine Berechtigung widerlegen. Jede lehrhafte, predigende, warnende, moralisierende Tendenz liegt Fontane fern; aber sicher ist er und seine Erzählung ebenso frei von jedem unsittlichen Anhauch, wie ruhig, einfach und offen er auch Verhältnisse behandelt und Persönlichkeiten schildert, über welche die Menschen der guten Gesellschaft gewöhnt sind, ‚gesittet Pfui! zu sagen' ... Der Dichter aber weiß aus reicher Erfahrung und Beobachtung der Herzensirrungen und Wirrungen, daß die tragischen Ausgänge mit Schrecken und Verzweiflung doch immer nur die Ausnahmefälle sind und daß sich in Wahrheit bei guten und gesunden Naturen und zumal unter einer gewissen günstigen Bedingung vieles wieder zurechtrückt und in ein regelrechtes Geleise zurückkehrt, was einmal durch Leidenschaft verschoben und von dem korrekten Wege ab in ‚labyrinthische Bahnen' gedrängt worden war. Und es reizte ihn die Aufgabe, gerade das überzeugend und folgerecht darzustellen statt das herkömmliche und beliebte jammervolle Trauerspiel vom verlassenen Mägdelein und vom gebrochenen Mädchenherzen wieder einmal in neuer Bearbeitung zu schreiben." – An der Gestalt des Botho beanstandete Pietsch allerdings, daß Fontane hier einem Vertreter der preußischen Adels- und Offizierskaste mehr positive Eigenschaften und menschliche Wärme zugemessen habe, als in der Wirklichkeit zu finden sei.

[5] Paul Schlenthers Rezension von „Irrungen, Wirrungen" erschien am 1. April 1888 in der VZ. Über die zeitgenössische Aufnahme des Romans vgl. die von Jürgen Jahn erarbeitete Wirkungsgeschichte in: Theodor Fontane, Romane und Erzählungen, Berlin 1969, Band 5, S. 543–558.

22

Berlin, 22. Dezember 1889

Teuerster Pietsch!

Ich hänge nur noch in den Gräten und bin immer nur vormittags außer Bett, um ein paar Briefe zu schreiben. Der 30. Dezember und dann hinterher das Abendfest am 4. Januar[1] – das alles steht wie ein Berg vor mir. Sie sind der Glückliche, den das nicht anficht, und dem jede Gesellschaft nur Kräfte zu

einer neuen gibt. So liegt es nun leider mit mir *nicht*. Ich bin der ewig mit Hilfskonstruktionen[2] arbeitende.
So werden am 25. früh meine herzlichsten Glückwünsche[3] da sein, aber am 25. abends wohne ich schon wieder in „Posen". Pardon für diesen Witz aus der Eckensteher- und Angely-Zeit.[4] Meine Frau empfiehlt sich Ihnen bestens. In aufrichtiger Ergebenheit wie immer

Ihr Th. Fontane

Gedruckt nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam (vgl. Briefe Theodor Fontanes. Zweite Sammlung, a. a. O., 2. Band, S. 237).

Kommentar

[1] Fontane wurde am 30. Dezember 1889 siebzig Jahre alt; Pietsch beschrieb das Geburtstagsfest in Fontanes Wohnung unter dem Titel „Ein siebzigster Geburtstag" in der VZ vom 31. Dezember 1889. Über die vom Presseklub und der Zeitungsredaktion veranstaltete Feier berichtete er in derselben Zeitung am 7. Januar 1890 („Die Fontane-Feier am 4. 1. 1890 im ‚Englischen Haus'") und in: Universum. Illustrierte Zeitschrift für die deutsche Familie. 6. Jg., 1. Halbband, 1890, Sp. 1257–1260 („Theodor Fontane").

[2] Vgl. Fontanes Entwurf „Paul Heyse" aus dem Jahre 1883: „Resignation ist das einzige Rettungsmittel. Resignieren und ‚Hilfskonstruktionen'. Das Wort von den Hilfskonstruktionen verdanke ich dem verstorbenen Lucae; man sieht daran, daß er ein Baumeister war. Aber ob oder ob nicht, er hatte recht. Hat der Zylinder, in dem der Kolben auf und nieder geht, einen Riß, so muß man mit Vierteldampf fahren. Angenehm ist es nicht, aber es geht" (Theodor Fontane, Sämtliche Werke, Bd. XXI/1: Literarische Essays und Studien, München 1963, S. 108)

[3] Vgl. den folgenden Brief, mit dem Fontane Pietsch zum 65. Geburtstag gratuliert.

[4] Karl Holtei hatte 1830 in seinem Stück „Ein Trauerspiel in Berlin" den Eckensteher Nante in die Literatur eingeführt. Neben Friedrich Beckmann verkörperte auch der Lustspieldichter und Schauspieler Louis Angely (1787 bis 1835) diese Rolle auf der Bühne. – Fontane veröffentlichte im April 1890 anonym den Essay „Nante Strump als Erzieher".
„In Posen wohnen" geht auf das mittelhochdeutsche „in de pose liggen", das bedeutet „im Bette sein", zurück (pose = Feder).

23

Berlin, 24. Dezember 1889

Teuerster Pietsch!

Haben Sie morgen einen schönen Tag und einen frohen, festglänzenden Abend und die 364 andern springen dann nach. Gut Beispiel hilft. Ihre Kraft und Elastizität gibt Ihnen die Gewähr dafür. Bei mir liegt es leider minder gut, ich bin matt und müde bis zum Zusammenklappen und erschrecke, wenn ich der mir bevorstehenden Feste gedenke. Sagen Sie das aber niemand, es macht einen so häßlichen Eindruck.

Daß Sie diesmal die Brüsseler Kinder und Enkel[1] um sich haben, wird Ihnen den Tag doppelt wert und schön machen. Empfehlen Sie mich allerseits. Wie immer in aufrichtiger Ergebenheit

Ihr Th. Fontane

(Vgl. die Erstveröffentlichung in: Theodor Fontane, Briefe an die Freunde. Letzte Auslese, a. a. O., 2. Band, S. 461)

Kommentar

[1] Gemeint ist Pietschs Tochter Marie, verheiratete Voigtländer, und ihre Familie (vgl. Brief 16).

24

Berlin, 24. Dezember 1894

Teuerster Pietsch!

„Zum Fest, zu dem die Völker ziehen ...", zieh auch ich – wenn auch nur auf postalischem Umweg – um Ihnen zu diesem schönen und, wenn Sie dies ablehnen sollten, zu diesem seltenen Tage zu gratulieren. Denn wer wird siebzig? Freilich von einem Fünfundsiebziger gestellt, eine etwas sonderbare Frage. Und doch ist sie richtig. Wenn Leben überhaupt ein Glück ist, so ist siebzig ein besondres Glück, eine Götterauszeichnung in sich.
Verleben Sie den Tag unter schönen Eindrücken und freun Sie sich der Huldigungen, die, so nehme ich an, tout Berlin seinem Schilderer und Stoff- und Urteilsspender für hunderttausend Abendunterhaltungen darbringen wird.

Wie immer Ihr treu ergebenster Th. Fontane

Gedruckt nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam (vgl. Briefe Theodor Fontanes. Zweite Sammlung, a. a. O., 2. Band, S. 332).

25

Berlin, 27. April 1895

Teuerster Pietsch!

Das schmeichelhafteste meiner Porträts[1] ist offenbar von *Ihnen* entworfen, ob es auch das richtigste ist, darüber hat des Sängers Höflichkeit zu schweigen. Wie geht es Ihnen? Neulich sah ich Ihren Neffen[2] auf einem Pferdebahnwagen an mir vorübergleiten und wir begrüßten uns, – er hat ein ungewöhnlich gutes Gesicht, was mich immer wieder eigentümlich sympathisch berührt. Das Gute ist doch das Beste, wenn auch das Beste des Guten Feind ist. In vier Wochen haben wir wieder ein Jubiläum (Stephany)[3], da sehen wir uns doch gewiß.

Wie immer Ihr Th. Fontane

Erstdruck nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam.

Kommentar

[1] Pietsch hatte in der Morgenausgabe der VZ Nr. 195 vom 27. April 1895 „Die Bildnisausstellung des Künstlervereins" im Architektenhause beschrieben. Bei der Erwähnung von Karl Breitbachs Fontane-Bild (gemalt 1889) entwarf er das „schmeichelhafteste Porträt" mit den Worten: „Zahlreiche Versuche sind bereits von begabten tüchtigen Bildnismalern gemacht worden, der Erscheinung Theodor Fontanes im Bilde gerecht zu werden, diesen herrlich geformten Dichterkopf zur treuen lebendigen Anschauung zu bringen, dessen Augen und Züge die ganze stolze Freiheit und Vornehmheit seines Geistes, den poetischen Glanz, den erquickenden Humor, kurz alles ausstrahlen, was hinter dieser leuchtenden Stirn ‚lebt und glimmt'. Ich gestehe, daß mir unter allen diesen Versuchen keiner gelungener dünken will, als der, welchen wir durch Karl Breitbach in seinem hier ausgestellten Bildnis unsers Freundes, den es mit der Feder in der Hand darstellt, ausgeführt sehen."

[2] Vermutlich ein Sohn von Pietschs einziger, fünf Jahre jüngerer Schwester Henriette.

[3] Das „wieder" bezieht sich auf die offizielle Feier des 70. Geburtstages von Pietsch am 6. Januar 1895 im Hotel Kaiserhof, auf der Fontane zur Rechten und Adolf Menzel zur Linken des Jubilars ihren Platz gehabt hatten. – Das hier erwähnte Jubiläum des damaligen Chefredakteurs der VZ, Friedrich Stephany, war wahrscheinlich eine Feier aus Anlaß seines 65. Geburtstages am 14. März 1895 und seiner 25jährigen Tätigkeit für die Zeitung, der er seit dem Sommer 1870 angehörte.

Berlin, 8. Januar 1897

Teuerster Pietsch!

Meine Frau dankt herzlich und ich natürlich erst recht.[1] Denn mit den Frauen ist es doch immer so so. Sie sind wohl eitel auf ihren Mann, aber die letzte Grundlage bleibt doch Zweifel. Wer hätte übrigens den Mut, diesem Zweifel die Berechtigung abzusprechen?
Diese Ihre „Berliner Briefe" sind doch etwas sehr Reizendes und Eigenartiges; es wird kaum ein Seitenstück dazu geben. Eine kurze Zeit hindurch findet sich dergleichen sehr oft, aber durch Jahrzehnte hin[2] – das steht doch wohl einzig da. Sie haben darin eine Stadt- und Landesgeschichte gegeben, die dem Zukunftshistoriker viel Zeit und Mühe erspart.
Unter besten Grüßen und Empfehlungen von Haus zu Haus wie immer

Ihr Th. Fontane

Gedruckt nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam (vgl. Briefe Theodor Fontanes. Zweite Sammlung, a. a. O., 2. Band, S. 414).

Kommentar

[1] Pietsch hatte in seinem „Berliner Brief" vom 30. Dezember 1896 (Schlesische Zeitung, Nr. 1 vom 1. Januar 1897) der Vollendung von Fontanes

77. Lebensjahr mit den Worten gedacht: „Seine großen, schönen Dichteraugen leuchten noch heute in so hellem, heiterem, jugendlichem Glanz und Feuer, sein Geist ist noch so klar und schaffenskräftig, sein Herz so warm, er trägt sein edles Haupt noch so frei und stolz, seine Haltung ist noch so aufrecht, sein Gang so weit und rasch ausschreitend, seine Bewegungen noch so eigentümlich schwungvoll elastisch wie vor Jahrzehnten. Und was er dichtet und niederschreibt, ist bei aller Altersweisheit noch so frisch, sein Humor sprudelt noch so reich und voll, seine Beobachtung der Menschen und Dinge ist noch so scharf und unbefangen wie je während seiner langen schriftstellerischen Laufbahn. Unsere Ahnungen und Vorgefühle in bezug auf uns selbst und unser eigenes Geschick täuschen und trügen uns fast immer. Es sind sicher mindestens zwanzig Jahre verflossen, seitdem Th. Fontane das schönste und tiefste seiner lyrischen Gedichte: ‚O trübe diese Tage nicht! Sie sind der letzte Sonnenschein. Wie bald schon – und es lischt das Licht. Und unser Winter bricht herein' niederschrieb. Damals mochte er wirklich des Glaubens leben, sein eigentliches geistiges Tagewerk sei getan und auch für ihn sei die Zeit gekommen, von der er sagt: ‚Die Flut des Lebens ist dahin. Es ebbt mit seinem Stolz und Reiz'. Und keine Ahnung scheint ihm damals zugeraunt zu haben, daß viel später noch für ihn erst die rechte Hochflut kommen, sein Leben mit neuem Reiz geschmückt werden, daß er sein 77. Jahr nicht nur erreichen, sondern in ihm gerade die Krone seiner Werke, ‚Effie Briest', schaffen sollte. Möge er auch damit und mit der seitdem schon wieder vollendeten neuesten erzählenden, echt preußisch-märkischen Dichtung von der Familie derer von Poggenpuhl noch lange nicht sein letztes Wort gesprochen haben, sondern dem Vorbilde seines von ihm so innig verehrten und bewunderten Freundes A. Menzel folgen und noch in seinen achtziger Jahren geistesstark und rüstig, die Jungen beschämend wie heute der ‚Liebling der Genossen', unter uns wandeln."

[2] Im Jahre 1868 hatte Pietsch seinen Vorgänger Ernst Kossak in der Abfassung von „Berliner Briefen" für die „Schlesische Zeitung" abgelöst. Bis zu seinem Tode im November 1911 – also 43 Jahre lang – schrieb er allsonnabendlich diese in der Regel sonntags erscheinenden Berichte aus dem Berliner Leben.

27

Berlin, 26. Oktober 1897

Teuerster Pietsch!

Herzlichen Dank für die „Tafel"[1], trotzdem sie mich, bei nun bald achtundsiebzig, wie ein Grabstein ansieht. Aber wenn auch. Irgendein Philosoph hat, glaub ich, mal gesagt: wie's ist, ist es am besten. Und wenn der einem zuständige Zustand *der* geworden ist, daß man nicht mehr ist, wird es wohl auch am besten sein.

Bei meiner Rückkehr aus Karlsbad schon vor vier Wochen und mehr[2], fand ich Ihre Karte vor und wollte gleich schreiben, bin aber vor mich quälender und durchaus nicht zu erledigender Arbeit (dicker Romanwälzer)[3] nicht dazu ge-

kommen. In meinen Jahren erhebt jeder neue Tag den Finger mit der Drohung: „Du! Du! Nur kein Aufschieben. Was du tun willst, tue bald, heute noch."
Im letzten Sonntagsblatt der Vossin hat mich der Artikel über Henriette Herz[4] interessiert. Sie haben ihn vielleicht auch gelesen. Als literarische Leistung ist er keineswegs hervorragend (ein bißchen konfus), aber er hat mich wieder mit der Nase auf die schmerzliche[5] Tatsache gestoßen, daß das gesellschaftlich höher potenzierte Berliner Leben immer nur ein Juden- will sagen Jüdinnenleben gewesen ist. Eine Bourgoisfrau oder -tochter hat hierlandes nie was gesprochen, um das man sich hätte kümmern müssen. Und der Adel, seitdem er fromm und noch sonst einiges geworden ist, versagt auch. Aus diesem Fakt erklären sich einige der wichtigsten unsrer wenig erfreulichen Zeiterscheinungen.
Empfehlen Sie mich Fräulein Jenny. In herzlicher Ergebenheit

Ihr Th. Fontane

Gedruckt nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam (vgl. Briefe Theodor Fontane. Zweite Sammlung, a. a. O., 2. Band, S. 432–433).

Kommentar

1 Pietsch hatte in der Rubrik „Kunst, Wissenschaft und Literatur" in der VZ Nr. 502, Morgenausgabe vom 26. Oktober 1897 von mehreren neueröffneten Kunsthandlungen in der Potsdamer Straße berichtet und dabei die „Gemäldehandlung und permanente Ausstellung (ohne Eintrittsgeld) von Fräulein M. Rubl" in der Potsdamer Str. 134 c mit den Worten eingeführt: „Noch neueren Datums aber ist die, welche sich seit einigen Tagen in einem ‚klassischen' geweihten Hause der Potsdamer Straße, noch näher dem Potsdamer Platz aufgetan hat: im Erdgeschoß des Hauses, welches die Nummer 134 c führt und gleichsam als Hauszeichen den über dem Portal angebrachten Johanniterschild mit dem weißen Kreuz im roten Felde zeigt; des Hauses, an dem einst eine bronzene Ehrentafel es allen Vorübergehenden verkünden und ins Gedächtnis rufen wird: ‚Hier lebte und schuf untsterbliche Werke deutscher Dichtung Theodor Fontane'."

2 Fontane war am 23. August 1897 nach Karlsbad gefahren.

3 Drei Tage zuvor hatte Fontane das vollendete Manuskript des Romans „Der Stechlin" nach Stuttgart geschickt, wo er in der Zeitschrift „Über Land und Meer" (Bd. 79, Oktober 1897 – März 1898) vorabgedruckt wurde.

4 Heinrich Meisner, Henriette Herz nach dem Urteile ihrer Zeitgenossen. In: Sonntagsbeilage Nr. 43 zur VZ Nr. 500 vom 24. Oktober 1897, S. 2–3.

5 Das Wort „schmerzliche" ist in der Schreibmaschinenabschrift nachträglich ausgestrichen.

28

Berlin, 14. Dezember 1897

Teuerster Pietsch!

Nicht um Ihnen für den *Teil*, sondern für das *Ganze*[1] zu danken, diese Zeilen. Rochow, Raumer und ich sehen mit Ihnen, wie sie bei Kollege Bosses Worten aufhorchen und den letzten Tag, wo sie ohnehin ran müssen, für gekommen glauben. Sie können indes noch lange stille liegen, es wird nichts so heiß gegessen, wie's gekocht wurde.[2]
Die Anzapfung heute früh im Leitartikel der Vossin ist aber doch etwas zu stark.[3] Wenn mir jemand ungemein freundlich „Guten Tag" sagt, so beschäftige ich mich nicht mit der Frage, ob er gestern abend an seinem Stammtisch gesagt hat: „F. ist ein Esel", sondern ich erwidere seinen Gruß in aller Höflichkeit. Es könnte dasselbe gesagt werden, aber der Ton ist falsch. Sich hinter Gesinnungstüchtigkeit flüchten, geht nicht.

Wie immer Ihr Th. Fontane

Erstdruck nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam.

Kommentar

[1] Pietsch hatte im Abendblatt der VZ Nr. 583 vom 13. Dezember 1897 unter seinem Signum L. P. einen Artikel „Das Karl-Frenzel-Bankett" veröffentlicht, der inhaltlich mit einem von ihm verfaßten ungezeichneten Leitartikel „Vom Ministerium des Geistes" in der Morgenausgabe der VZ Nr. 584 vom 14. Dezember 1897 zusammengehörte.

[2] Auf diesem von Pietsch beschriebenen Bankett, das zu Ehren des 70. Geburtstages Karl Frenzels von offizieller Seite veranstaltet wurde, hielt der von 1892 bis 1899 amtierende Kultusminister Dr. Robert Bosse (1832–1901) eine Rede, in der er u. a. auf das Verhältnis zwischen Staatsregierung und Schriftstellern einging. Pietsch schrieb: „Er entwickelte in diesem Teil seiner ungemein fesselnden Rede in bezug auf diese gegenseitigen Beziehungen eine Auffassung, welche von einem preußischen Minister des Kultus, der Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten (‚das Ministerium des Geistes' verdiene diese so viel umfassende Behörde genannt zu werden) bekannt, ein frohes Erstaunen und eine begeisterte Zustimmung erweckte. Die Regierung schätze und respektiere aufs höchste die Freiheit und Unabhängigkeit wie der Wissenschaft so auch des Schriftstellers ... Er trank auf die freie Geistesarbeit, das freie unabhängige Schriftstellertum! – Die alten toten Herren Minister von Wittgenstein, von Rochow, von Raumer und der selige Metternich müssen sich im Grabe umgedreht haben, wenn diese Rede eines preußischen Ministers an ihre Geisterohren gedrungen wäre." (Gustav Adolf Rochus von Rochow – 1792 bis 1847 – war von 1834 bis 1842 preußischer Innenminister; auf ihn geht das Wort vom „beschränkten Untertanenverstand" zurück; Karl Otto von Raumer – 1805 bis 1859 – war von 1850 bis 1858 preußischer Kultusminister und Hauptvertreter der orthodox-absolutistischen Richtung.) – In diesem „Teil" seiner Ausführungen bedauerte Pietsch im Anschluß an die Aufzählung der Anwesenden, daß seine Augen vergebens „unsers teuren Fontane herrlichen Kopf zu erspähen suchten. So

fehlte in der Berliner Dichterkorona gerade eins der strahlendsten Juwelen."

[3] Hier einige Auszüge aus dem erwähnten ungezeichneten Leitartikel: „Daß der preußische Minister, der das Unterrichtswesen verwaltet, amtlich auch ‚Minister der geistlichen Angelegenheiten' ist, hat man gewußt; daß aber seine Regierung als ‚Ministerium des Geistes' bezeichnet werden darf, hat man erst am Sonntag bei schäumendem Sekt von Herrn Bosse erfahren ... Ein Ereignis aber ist es, daß ein Kultusminister nicht nur die Freiheit des Geistes, die Unabhängigkeit der Wissenschaft rühmt, sondern das hochgemute Journalistentum und den unbeugsamen Schriftstellerstand als einen Segen für das Vaterland und die Nation öffentlich rühmt und beglückwünscht. Er spricht von der ‚reinen Bergluft der Freiheit', ... von der Notwendigkeit, die Bahn des Geistes freizumachen und die Schlagbäume wegzuräumen, die sie sperren. Wenn die Worte des Herrn Bosse Taten wären, wie herrlich sähe es in Preußen aus! Hörte man seine weihevolle Lobrede auf die Freiheit, auf die ‚freien Arbeiter des Geistes', man sollte meinen, keiner seiner Hörer hätte jemals in Plötzensee blaue Hirsensuppe genossen, ... man sollte meinen, niemals habe über die Anstellung Berliner Lehrerinnen ein Zwiespalt zwischen dem ‚Minister des Geistes' und der Gemeindeverwaltung bestanden. Wie stolz konnte Herr Bosse nicht den Gedanken abweisen, als habe die Regierung durch die Verleihung eines Titels einen siebzigjährigen, in Ehren ergrauten Schriftsteller seiner Unabhängigkeit berauben wollen! Mit Verlaub, wie stellt sich Herr Bosse einen solchen Wandel vor? Wer bis an die Schwelle des biblischen Alters nur dem Volk und der Kunst gedient hat, wird nicht um eines leeren Titels willen zum Diener von Exzellenzen werden. Der Minister ... ehrte sich selbst, indem er einen Mann der Feder ehrte, der sich nur einen Stern zweiter Größe nennt. Vor etlicher Zeit aber hat die ganze zivilisierte Welt Jubelfeste Virchows und Mommsens gefeiert. Das sind Sterne allererster Größe. Wo war da ... der Minister des Geistes? Oder war da das Ministerium des Geistes nur noch das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten? ...

Schön klingt das Lied vom Adel unabhängiger, unbeugsamer Gesinnung ... Aber wie! ... Überall tritt das Streben der Regierung hervor, unabhängige Kreise abhängig, abhängigen ihre Abhängigkeit fühlbarer zu machen. Selbst wenn die Schulmeister Alterszulagen erhalten sollen, hat Herr Bosse dafür gesorgt, daß das Wohlverhaltenszulagen werden, da ihre Gewährung nicht allein von dem Dienstalter, sondern von der Aufführung des Lehrers abhängig sein soll und darüber entscheidet die hohe Behörde. Auch politische Strafversetzungen sind ihr nicht unbekannt ... Wie schön aber müßte sich nicht eine Rede, wie Herr Bosse sie vor Schriftstellern gehalten hat, im preußischen Staatsministerium oder im deutschen Bundesrat ausnehmen! Da hätte ein Minister des Geistes seines Amtes zu walten ... In Rußland gibt es ein Ministerium für Volksaufklärung, dem von moskowitischen Staatsmännern die Aufgabe zugeschrieben wird, die Volksaufklärung zu hindern ... Und die Wahrheit ist, daß das ‚Ministerium des Geistes', wenn es nicht freiheitlicher als bisher des Amtes waltet, leicht in Gefahr kommen kann, als das Ministerium gegen den Geist bezeichnet zu werden."

29 Berlin, 3. Februar 1898

Teuerster Pietsch!

Die neue Auflage meiner Gedichte[1], von der Ihnen meine Tochter, glaube ich, erzählt hat, gebe ich gleichzeitig mit diesem Postbrief bei der Paketfahrt auf, um zwanzig Pfennig zu sparen. So mäßig ist man in seinem Hause. Denn *ich* schicke nie was mit der Paketfahrt, wenn ich es nicht für angezeigt halte, mich einem höheren, zwanzig Pfennige sparenden Hauswillen unterzuordnen. Im Grunde läßt sich ja auch nichts dagegen sagen, und ist es recht eigentlich dieser Zug, der einen vor dem débâcle bewahrt hat.
Die zehn oder elf neuen Gedichte fangen mit S. 67 an. Das zweite davon „Lurenkonzert"[2] ist mein besonderer Stolz und sei Ihnen ans Herz gelegt.

In alter aufrichtiger Ergebenheit Th. Fontane

Gedruckt nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam (vgl. Briefe Theodor Fontanes. Zweite Sammlung, a. a. O., 2. Band, S. 449–450).

Kommentar

[1] Gedichte von Theodor Fontane. 5. verm. Auflage, Berlin: W. Hertz, 1898.
[2] „Lurenkonzert" war ebenso wie „Arm und reich" und „Der Tod der Balinesenfrauen" u. a. bereits 1896 in der Zeitschrift „Pan" erschienen.

Weißer Hirsch bei Dresden, 15. Juni 1898

Teuerster Pietsch!

Anbei mein Neuestes[1] (etwas dickleibig), das ich Ihnen zu Gnaden unterbreite. Vielleicht finden Sie auf einer der weinumsponnenen und vor Jahr und Tag so reizend beschriebenen Rüdesheimer Veranden – ich glaube, es war Rüdesheim – Lust und Zeit, einen Blick hineinzutun. Unter Empfehlungen an Fräulein Jenny[2], mit besten Wünschen für Ihr Wohl

wie immer Ihr Th. Fontane

Erstdruck nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam.
Kommentar

[1] Theodor Fontane, Von Zwanzig bis Dreißig, Berlin 1898.
[2] Pietschs unverheiratete älteste Tochter Jenny führte ihm seit dem Tode seiner Frau im Juli 1894 den Haushalt. Sie starb 1910, ein Jahr vor ihrem Vater.

31 Weißer Hirsch bei Dresden, 27. Juni 1898

Teuerster Pietsch!

Für zwei so überaus liebenswürdige Briefe, wie sie nur aus allen möglichen Gründen von Ihnen kommen können, meinen herzlichsten Dank. Buch und Verfasser können sich nichts Besseres denken, als von Ihnen unserm guten Berlin vorgestellt zu werden.

Und nun die Fehler – und Storm. Ich werde, wie's so schön heißt: „Remedur schaffen", sobald es geht. Was die Fehler angeht (ganz obenan die Juni-Schlacht-Geschichte)[1], so bemerkte die holde Gattin: „ich begreife nicht, wie einem, der so lange daran herumdruckst, so was immer wieder passieren kann." Ich schwieg kleinlaut, weil ich mich ja außerdem noch für einen „Historiker" halte. Beinahe im Ernst.
Bei Storm mache ich, sowie es zu einem Nachdruck kommt, eine Anmerkung und exerziere nach. Ich habe die reizenden Stellen über das Leben in Heiligenstadt noch lebhaft in Erinnerung. Daß der Hinweis darauf in dem Buche fehlt, kann ich nur damit entschuldigen, daß der Artikel in seinen Hauptteilen wohl schon zehn, mindestens sieben Jahre alt ist[2] und daß ich bei dem Abdruck in der Rodenbergschen „Rundschau" das Hineinarbeiten von Neuhinzugekommenem[3] vertapert habe. Nochmals herzlichen Dank.

Wie immer Ihr Th. Fontane

(Vgl. die Erstveröffentlichung in: Theodor Fontane, Briefe an die Freunde. Letzte Auslese. Hrsg. von Fr. Fontane und H. Fricke, 2. Band, Berlin 1943, S. 622–623).

Kommentar

[1] Im 3. Kapitel des Abschnitts „In Bethanien" in „Von Zwanzig bis Dreißig" hatte Fontane über die Zeit „vom Sommer 1848 bis Herbst 1849" geschrieben: „Dann erschien allerdings Wrangel, und ein paar stillere Monate folgten; aber mit dem Frühjahr war auch der Lärm wieder da: Dresden hatte seinen Maiaufstand, in Paris tobte die Junischlacht, und in Baden unterlag die Sache der Aufständischen erst nach mühsamlichen Kämpfen." Die Junischlacht, d. h. die blutige Unterdrückung der sich erhebenden Pariser Bevölkerung unter dem Oberbefehl von General Cavaignac, hatte vom 23. bis 26. Juni 1848, also vor der hier geschilderten Zeit (Einzug Wrangels: 9. November 1848) stattgefunden.

[2] Fontane hatte unmittelbar nach Storms Tod, im Juli 1888 –also vor zehn Jahren –, „einen längeren Aufsatz" über ihn begonnen, aber wieder beiseite geschoben, da ihm „die Kraft dazu ausging" (vgl. Fontanes Tagebuch. In: Das Fontane-Buch. Hrsg. von Ernst Heilborn, Berlin 1921, S. 174). Diese Aufzeichnungen Fontanes wurden von Hermann Fricke unter dem Titel „Erinnerungen an Theodor Storm von Theodor Fontane. Ein nicht vollendeter Nekrolog" veröffentlicht in: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte, 9. Band, Berlin 1958, S. 26–37. – Mit leichter Genugtuung vermerkte Fontane übrigens ein wegen der Turbulenz der Tagesereignisse nur mangelhaftes Interesse des Publikums an Pietschs Nekrolog auf Storm (VZ Nr. 320, 322 und 328 vom 8., 10. und 13. Juli 1888) in einem Brief an seine Tochter vom 12. Juli 1888.

[3] Da Fontane auf Pietschs Erinnerungen an Storms Leben in Heiligenstadt in „Wie ich Schriftsteller geworden bin" (2. Band, Berlin 1894, S. 86 f.) im Vorabdruck seines Storm-Kapitels in der „Deutschen Rundschau" (Mai 1896) und auch in der Buchausgabe von „Von Zwanzig bis Dreißig" hingewiesen hat, dürften mit dem „Neuhinzugekommenen" Storms Briefe aus Heiligenstadt an Eduard Mörike gemeint sein, auf die der Mörike- und Storm-Ver-

ehrer Pietsch als lebendigste Quelle aufmerksam gemacht haben wird. Der „Mörike-Storm-Briefwechsel" war 1891 von Jakob Bächthold herausgegeben worden.

32

Berlin, 29. Juni 1898

Teuerster Pietsch!

Gestern abend bin ich retourniert[1], heute früh avanciert[2]. Seien Sie herzlichst bedankt. Es ist ein Kabinettstück, wobei ich mir bewußt bin, daß meine Freude darüber nicht bloß ein Kind empfangener großer Freundlichkeiten, sondern zugleich ein Kunstgefühlprodukt ist. Gelobt werden ist immer gut, aber den Ausschlag gibt doch das „Wie". Ganz besonders dankbar bin ich Ihnen für den Hinweis, daß ich andern zu Leibe rücke, mir selbst aber auch.[3] Und hätte ich meiner Neigung folgen können, so wäre ich noch ganz anders gegen mich losgegangen. Denn inmitten aller Eitelkeiten, die man nicht los wird, kommt man doch schließlich dazu, sich als etwas sehr Zweifelhaftes anzusehen: „Thou comest in such a questionable shape".[4]
Nochmals allerschönsten Dank. Ich rangiere es unter früher erfahrene Liebestaten ein, aber nicht unten oder in die Mitte, sondern obenan.

In herzlicher Ergebenheit Ihr Th. Fontane

Gedruckt nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam (vgl. Briefe Theodor Fontanes. Zweite Sammlung, a. a. O., 2. Band, S. 468–469).

Kommentar

[1] Fontane war von seinem fast zweimonatigen Aufenthalt auf dem Weißen Hirsch bei Dresden zurückgekehrt. Pietsch besuchte ihn am 20. Juli 1898 ein letztes Mal.

[2] Gemeint ist durch Pietschs in der VZ Nr. 297 vom 29. Juni 1898 erschienene Besprechung von „Zwanzig bis Dreißig".

[3] Pietsch hatte geschrieben: „Nie war eine Autobiographie freier von jener Schwäche, an der solche Memoiren nur gar zu häufig kranken: von der Selbstbespiegelung, von dem Bestreben, den Lesern ein möglichst schmeichelhaftes Bild von dem Autor zu entwerfen. Fontane verfährt oft wahrhaft grausam mit der Hauptperson seines Buches, d. h. seiner eigenen. Aber freilich – alle die dem eigenen Menschen von ihm nachgesagten Fehler, Irrtümer, schwache und komische Seiten, begangene Torheiten, verkehrte Handlungen, unterlassene Guttaten lassen ihn uns nicht weniger liebenswert und sympathisch erscheinen. Wer so schonungslos mit seinem Selbst verfährt, braucht sich auch nicht davor zu scheuen, seiner Meinung und Anschauung von den anderen rückhaltlos Ausdruck zu geben. Von diesem Recht macht denn auch Fontane ausgiebigen Gebrauch. Aber gerade dadurch kommen die zahlreichen Bildnisse seiner Zeitgenossen ... so menschlich wahr heraus."

[4] William Shakespeare, Hamlet, 1. Akt, 4. Szene: „Du kommst in so fragwürdiger Gestalt".

HANS-HEINRICH REUTER (Weimar)

Noch einmal: Ein umstrittener Spruch des alten Fontane

Ein unbekanntes Thomas-Mann-Zeugnis, zugleich ein notwendiger Schlußstrich

Masaru Fujita hat kürzlich in den „Fontane-Blättern" (Band 1, Heft 8, S. 410 bis 420) die nachgerade berühmt gewordene „Geschichte" von Thomas Manns Zitierweise und Interpretation des Fontaneschen Spruches „Leben" im Zusammenhang dargestellt. Die Umsicht und Gründlichkeit dieser Untersuchung sind um so höher zu schätzen, als sie einmal mehr belegen, mit welcher Kenntnis und Hingabe heute selbst in den entferntesten Teilen der Erde das Werk Theodor Fontanes durchforscht und erschlossen wird. So ist denn auch gegenüber dem referierenden Teil von Fujitas Aufsatz, in dem alle verfügbaren Zeugnisse – einschließlich eines bisher ungedruckten Thomas-Mann-Briefes (S. 410) – kritisch befragt werden, höchste Anerkennung am Platze. Lediglich einige Schlußfolgerungen bedürfen dringend der Korrektur; Verf. ist überzeugt, daß sie der japanische Gelehrte selbst vorgenommen hätte, wäre ihm auch hierzu das entsprechende Material zur Hand gewesen.

Masaru Fujita geht mit Recht ausführlich auf die heftige Auseinandersetzung (1920) zwischen Thomas Mann und Otto Pniower über die vierte Zeile des Fontaneschen Spruches ein (S. 411–417). Thomas Mann zitierte diese Zeile nach Ettlingers Nachlaßband (1908, S. 162) wie folgt:

Ist das Wissen, das es sendet,

und verteidigte diese Fassung nachdrücklich gegenüber Pniower, der nach einer im Fontane-Archiv befindlichen Abschrift des verschollenen Originals (auch Ettlinger hatte lediglich diese Abschrift zur Verfügung gehabt) für die folgende, auf Grund des philologischen Überlieferungsbefundes einzig vertretbare Lesart plädieren mußte:

Ist das Wissen, daß es endet.

Soweit die Quintessenz des Referates von Masaru Fujita. Es gipfelt in dem Satze: „Nach den mir bekannt gewordenen Äußerungen und Texten hat Thomas Mann bis zu seinem Tode seine erste Lesart und Deutung des Spruches verteidigt" (S. 420); Fujita „kann ... nicht glauben, daß Thomas Mann ... seine bisher feste Überzeugung geändert hätte", und führt diese angebliche Hartnäckigkeit auf „die unveränderte Überzeugung Thomas Manns über sein Verhältnis zu Fontane" zurück (S. 419).

Thomas Mann war indessen alles andere als unbelehrbar, und sein in der Tat innigstes Verhältnis zu Fontane – keinem zweiten deutschen Dichter hat er ein Leben lang so die Treue gehalten – konnte durch die Preisgabe einer Lesart und einer sich auf sie gründenden Fehlinterpretation (als wie bestechend sie ihm seinerzeit immer erschienen sein mochte) natürlich nicht im mindesten verändert, gar getrübt werden.

So hat Thomas Mann denn auch tatsächlich die von Fujita bezweifelte Revision vollzogen und sich zu der von ihm einst angegriffenen und verworfenen „echten" Fassung bekannt. Das betreffende Zeugnis wird hier erstmals mitgeteilt; sein Inhalt ist gleichwohl nach allem, was wir über Thomas Mann wis-

sen, nichts weniger als überraschend. Etwas vorschnell schließt Fujita ex negativo auf ein Verharren Thomas Manns bei einem offensichtlichen „Fehler", ja sucht dieses Verharren sogar zu rechtfertigen und will schließlich seinerseits die Frage nach dem „echten Ring" – d. h. nach der richtigen Lesart – unbegreiflicherweise in der Schwebe gelassen wissen (S. 420).

Fujitas Hauptargument (S. 419) ist der Umstand, daß Thomas Mann auch späterhin seinen Essay „Der alte Fontane" von 1910 immer wieder mit der inkriminierten Fassung („das es sendet") abdrucken ließ. Aber der Essay war ja längst zu einem „historischen" Text geworden, in zahlreichen Ausgaben verbreitet, und die gleichfalls „historische" Auseinandersetzung von 1920 mit Pniower – auch sie bereits in einem Sammelband eingegangen („Rede und Antwort", 1922) – wäre durch die Korrektur vollends unverständlich geworden. Notgedrungen schloß sich Thomas Mann der Entscheidung Ricarda Huchs an, die 1909 die Frage „Hat der Dichter das Recht zur Umarbeitung eines von ihm schon veröffentlichten Werks?" mit einem unmißverständlichen „Nein!" beantwortete.[1]) – Die weiterhin von Fujita ins Feld geführte Tatsache, daß Walter Keitel in Band 6 der Hanser-Ausgabe (München 1964, S. 392) abermals die unhaltbare Ettlingersche Fassung bringt, während die Nymphenburger Gesamtausgabe (Band 20, München 1962, S. 407) sich mit Recht an den einzig belegbaren Text hält ("daß es endet"), zeugt lediglich von philologischer Willkür der einen Seite. Der Überlieferungsbefund gestattet in Hinblick auf die Textkonstitution die „Vermutungen" nicht mehr, denen Fujita nach wie vor „ein weites Feld" eingeräumt sehen möchte (S. 420). Mag es der Interpret bedauern: für den Philologen ist Fontanes Spruch „Leben" solange ein abgeschlossenes Kapitel und ein genau vermessenes Feld, als die Originalhandschrift verschollen bleibt. Mit deren Auftauchen aber ist leider kaum noch zu rechnen.

Angesichts all dessen gewinnt das mitzuteilende Thomas-Mann-Zeugnis auch für die Fontane-Forschung den Charakter eines Schlußstriches, der um so entschiedener gezogen zu werden verdient, als es sich bei dem fraglichen Spruch um eines der bedeutendsten lyrischen Gebilde des alten Fontane handelt.
Denn gewiß hätte sich jene Lesart niemals allen unwiderlegbaren Gegenbeweisen zum Trotz so lange und hartnäckig halten können, wäre Thomas Mann nicht seinerzeit einmal für sie in die Bresche gesprungen. Es ist hinreichend bekannt, wie viele Ungenauigkeiten, Entstellungen und offensichtliche Fehler der Nachlaßband Ettlingers enthält, die inzwischen längst ohne Aufhebens berichtigt worden sind.[2])

Nun also: Vor über neun Jahren richtete *Frau Katia Mann* einen längeren handschriftlichen Brief an den Verfasser des vorliegenden Beitrages. Gegenstand war das Buch „Theodor Fontane. Schriften zur Literatur" (Berlin 1960). Nachdem sich Frau Katia Mann zu verschiedenen (unseren Zusammenhang nicht berührenden) Texten und Passagen der Edition voller Interesse geäußert hatte, kam sie mitten in ihrem Brief gänzlich spontan und unvermittelt auf die damals bereits vierzig Jahre zurückliegende Streitfrage zu sprechen: d. h. ohne dazu in irgendeiner Weise aufgefordert oder durch die „Schriften zur Literatur" (in denen der „Fall" gar nicht erwähnt ist) direkt veranlaßt worden zu sein.

Das Gewicht des Zeugnisses, dessen „philologische" wie sachliche Authentizität für den Verfasser außer Zweifel steht, wird dadurch nur erhöht. Ebendeshalb glaubte er zu dessen Mitteilung auf Grund von Masaru Fujitas Referat verpflichtet zu sein. An die Stelle abermaliger Hypothese und Konjektur tritt das Dokument.

Am 9. April 1960 schrieb Katia Mann aus Kilchberg am Zürichsee, Alte Landstraße 39:

[...] Übrigens ist Thomas Mann von der 1920 (ich denke in der „Zukunft"[3]) „Über einen Spruch Fontanes" entwickelten Auffassung später ganz abgekommen und hat sich zu dem schlichten „Ist das Wissen, daß es endet" bekehrt. [...]

Anmerkungen

1 Erstdruck in „Das literarische Echo", Jg. 1907/08. Neuerdings wieder abgedruckt in: Ricarda Huch, Gesammelte Werke. Hrsg. von Wilhelm Emrich. Sechster Band, Köln und Berlin 1969, S. 723 ff.

2 Es genügt, um ein einziges Beispiel zu nennen, auf Fontanes Gedicht „An Klaus Groth" (1878) zu verweisen, das in Ettlingers Erstdruck (S. 155 f.) gleich drei sinnentstellende Lesefehler aufweist (Zeile 4, 8 und 25), die bereits Wolfgang Rost 1932 beim Wiederabdruck stillschweigend verbesserte („Allerlei Gereimtes von Theodor Fontane". Dresden 1932, S. 208 f.).

3 Vielmehr in der „Vossischen Zeitung"; Nr. 205 vom 8. Juni 1920 (vgl. Fujita, S. 411).

MAX-ULRICH FREIHERR VON STOLTZENBERG (Schleswig)

Einige weitere Standorte von Fontane-Handschriften und -briefen

Das wechselvolle und z. T. tragische Schicksal des literarischen Nachlasses von Theodor Fontane ist von Hermann Fricke[1] und Joachim Schobess[2] dargestellt worden. Beide geben danskenswerterweise auch eine Übersicht über die wichtigsten Standorte von Fontane-Handschriften. Auf Anregung der Redaktion der „Fontane-Blätter" habe ich mich nun nach weiteren Standorten umgesehen. Um ein möglichst umfassendes Ergebnis zu erzielen, habe ich aus dem Bibliothekverzeichnis des Jahrbuchs der Deutschen Bibliotheken (über 400 Nr.) 77 bei Fricke und Schobess nicht erwähnte Bibliotheken ausgewählt, die nach ihrem Charakter möglicherweise im Besitz von Fontane-Handschriften sein könnten und ihnen Fragebogen zugesandt. 20 der angeschriebenen Bibliotheken haben mir ihren Bestand an Fontane-Handschriften mitgeteilt, 46 weitere Bibliotheken besitzen keine Fontane-Handschriften, 2 geben ihren Fontane-Bestand als durch Kriegseinwirkung oder Auslagerung verloren an. Die restlichen 9 Bibliotheken haben meine Anfrage leider unbeantwortet gelassen.

Nachstehend gebe ich nun das Ergebnis meiner Umfrage, alphabetisch nach Städten geordnet. Soweit Handschriften oder Briefe bereits veröffentlicht sind, habe ich dies unter Benutzung der gebräuchlichen Abkürzungen angegeben. Alle übrigen Handschriften oder Briefe sind, soweit ich sehe, noch unveröffentlicht.

Bonn, Universitätsbibliothek (UB): 2 Briefe an Alfred von Reumont vom 19. und 21. 11. 1881.

Braunschweig, (Stadtbibliothek): Brief an Wilhelm Raabe vom 15. 1. 1890 (L. A. II, 464); Brief an Ludowika Hesekiel vom 18. 12. 1872.

Bremen, (Staatsbibliothek): Eigenh. Gedicht, datiert Kissingen 17. 6. 1891 „Du wirst es nie zu Tüchtigem bringen . . ."

Dortmund, (Stadtbibliothek): Brief an Ignaz Hub vom 23. 3. 1886; Brief an Frau Emilie vom 18. 4. 1871; Brief an Paul Lindenberg vom 31. 12. 1873; Brief an O. F. Gensichen vom 22. 7. 1875.

Brief an Dr. Hermann Kletke vom 3. 12. 1879 (L. A. I 327); Brief an Dr. Rackwitz vom 5. 12. 1885; Brief an Sohn Friedrich Fontane vom 3. 2. 1886 (H. D. vom 5. 12. 1885; Brief an Sohn Friedrich Fontane vom 3. 2. 1886 (H. D. Seite 212)

Toast auf Wilhelm Lübke

„Der Herbst ist da, die Blätter fallen . . ."

Dresden, (Landesbibliothek): Bemerkungen zum Roman „Der Büttnerbauer" von W. von Polenz, 5 S. (24. 9. 1895)

Teildruck L. A. II Seite 553.

Frankfurt (M.) (UB): Brief an Karl Gutzkow 1864.

Frankfurt (M.) (Goethemuseum): 8 Briefe an Ludwig Fulda vom 8. 11. 1889,

---

1 Hermann Fricke: Das Theodor-Fontane-Archiv. Einst und jetzt. – In: Jahrbuch f. brandenburg. Landesgeschichte. Bd. 15. 1964, S. 165–181.

2 Joachim Schobeß: Der Nachlaß Theodor Fontanes 1898–1965. Dreißig Jahre Theodor-Fontane-Archiv in öffentlicher Hand. In: Zentralblatt f. Bibliothekswesen. Jg. 79. 1965, S. 729–745.

20. 1. 1890, Jahreswende 1891, 6. 8. 1893, 11. 4. 1896, 20. 4. 1896, 22. 4. 1896, 24. 2. 1898.

Giessen (UB): Brief an H. Kletke vom 18. 6. 1875; Brief an Frau ... vom 20. 7. 1896 (Dank für Geschenk); Brief an Frau ... vom 1. 1. 1898 (dankt für übersandten Kuchen); Brief an Gustav Bock vom 9. 7. 1898 (gratuliert zur Geburt des Sohnes).

Hamburg (Literaturwissenschaftliches Seminar): Brief an Julius Beer vom 27. 1. 1865 (Fr. I Seite 243); Brief an Frau Emilie vom 20. 4. 1871 (Fa. I, Seite 217); Brief an „Mein gnädigstes Fräulein" vom 10. 10. 1889.

Hannover, (Kestner-Museum Brief an ... vom 24. 11. 1881 (Hannov.-Geschichtsblätter, 1903, Seite 448); Brief an Hauptmann Zernin vom 27. 6. 1866.

Heidelberg (UB): Brief an Frau Emilie vom 18. 8. 1874, Entwurf zu Archibald Douglas (1 Blatt mit vielen Verbesserungen).

Karlsruhe (Landesbibliothek): Brief an Hermine Villinger vom 20. 5. 1890 (Dank für Glückwünsche).

Kiel (UB): 3 Briefe an Eugen Wolff vom 7. 12. 1891, 8. 2. 1893 und 12. 5. 1894.

Köln (UB): Brief an ... vom 2. 7. 1885.

Leipzig (UB): Brief an Hauptmann Max Jähns vom 16. 6. 1877; Brief an Otto von Glasenapp vom 8. 4. 1873; Brief an Ludwig Soyaux vom 2. 10. 1896; Brief an ... vom 13. 6. 1861; Brief an ... vom 30. 10. 1879; Brief an ... vom 22. 11. 1891; Brief an Zarncke (?) vom 23. 9. 1853; Postkarte an Karl Eggers vom 16. 1. 1892.

Nürnberg (Germanisches Nationalmuseum): Brief an Lüderitz vom 23. 3. 1881 (Fr. II Seite 38); Brief an ... vom 14. 6. 1872; 6 Briefe an den Pegnesischen Blumenorden vom 14. 1. 1890, 21. 9. 1894, 9. 11. 1894 (Lit. Welt 1932, Seite 4), 5. 12. 1894, 16. 10. 1896, 27. 11. 1896.

Schwerin (Landesbibliothek): Brief an Schriftsteller Eduard Hobein vom 3. 9. 1894.

Wien (Nationalbibliothek): Brief an „Hochgeehrter Herr Direktor" vom 16. 3. 1882; Brief an „Gnädigste Frau, hochverehrte Freundin" vom 21. 10. 1880.

Wiesbaden (Landesbibliothek): Brief an Erich Liesegang vom 17. 12. 1897.

Zürich (Zentralbibliothek): Brief an Jakob Dubs vom 11. 3. 1871; Brief an Karl Bleibtreu (?) vom 14. 1. 1890; 3 Briefe an Ad. Frey vom 12. 1., 20. 1. und 12. 2. 1895.

Folgende Bibliotheken gaben ihre Fontane-Bestände als durch Kriegseinwirkung oder Auslagerung verloren an:

Lübeck: (Stadtbibliothek): 4 Briefe an Emanuel Geibel vom 9. 9. 1860, 15. 12. und 17. 12. 1870 und 7. 10. 1872, Gedicht „Über 100 Meilen ..."

Wittenberg (Lutherhalle): 2 Briefe an Prof. Gaedertz vom 13. 11. 1884 und 13. 5. 1895; Brief an ... vom 5. 6. 1890.

Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs

Neuerwerbungen und -erscheinungen

(Abgeschlossen am 31. 7. 1969)

Handschriften

Fontane, Friedrich: Briefwechsel mit Fontane-Forschern und -Sammlern (Paul H. Emden, Hanna Geffcken, Mary-Enole Gilbert, Richard Kehler, E. Koessler, Julius Petersen, Anna Rohde, Wolfgang Rost, Lambert A. Shears, Bertha E. Trebein, Conrad Wandrey). 102 Kt. u. Briefe 1918–1930. (W 219)

Fotokopien

Fontane, Theodor: Eigh. Brief an den flämischen Kritiker Pol de Mont. (Angabe d. neuen Gedichte in der 3. Aufl. 1889, die F. lt. Eintragung von Emilie Fontane im Wirtschaftsbuch 1889 [Fontanearchiv] Pol de Mont dedizierte.) Berlin, 17. 12. 1889. 4 S. 8° (Ca 1270)

Fontane, Theodor: Eigh. Brief an Pol de Mont. (F. kann nichts in Aussicht stellen, da er ‚nur noch an langen, langen Geschichten, die vielleicht nie fertig werden', arbeitet.) Berlin, 1. 12. 1896. 1 S. 8° (Ca 1271) [Geschenke von Herrn Jean Gomez, Belgien.]

Bilder

Frau Gertrud Theodore *Grosse*, geb. Fontane. (1889–1969.) Fotografie 10 cm mal 15 cm. (AI 187) (Geschenk von der Tochter, Frau Ursula von Forster, Nürnberg.)

Literatur

a) Primär-Literatur

Fontane, Theodor [Werke, Teils.]: Hrsg. v. Peter Goldammer [u. a.] Bd 1–8. Berlin & Weimar: Aufbau-Verl. 1969. (1: Vor dem Sturm. Bd 1. 2. – 2: Vor dem Sturm. Bd 3.4. – 3: Grete Minde. L'Adultera. Ellernklipp. Schach v. Wuthenow. – 4: Graf Petöfy. Unterm Birnbaum. Cécile. – 5: Irrungen, Wirrungen. Stine. Quitt. – 6: Unwiederbringlich. Frau Jenny Treibel. – 7: Effi Briest. Die Poggenpuhls. Mathilde Möhring. – 8: Der Stechlin.) Mit zahlr. Faks. 8° (69/84) (Geschenk d. Verlages.)

Fontane, Theodor [Werke, Teils.]: Nymphenburger Taschenbuch-Ausgabe. (Komm. v. Kurt u. Annemarie Schreinert.) Bd 1–15. (1: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. – 2: Vor dem Sturm 1. – 3: Vor dem Sturm 2. – 4: Grete Minde. Ellernklipp. – 5: Schach von Wuthenow. – 6: L'Adultera. Graf Petöfy. – 7: Quitt. Unterm Birnbaum. – 8: Cécile. 9: Irrungen, Wirrungen. – 10: Unwiederbringlich. – 11: Frau Jenny Treibel. – 12: Effi Briest. Die Poggenpuhls. – 13: Der Stechlin. – 14:

Mathilde Möhring. Aufsätze zur Literatur. Causerien. – 15: Autobiographisches. Gedichte.) – München: Nymphenburger Verlagshandlung 1969. 8° (69/85) (Geschenk des Verlages.)

Fontane, Theodor [Werke, Teils.]: Werke in 2 Bänden. 2. Aufl. Bearb. u. gedeutet für d. Gegenwart. (Hrsg. u. Verf. Werner Lincke.) Salzburg & Stuttgart: Das Bergland-Buch 1968. 1104, 1135 S. mit zahlr. Abb. auf Taf. 8° (Die Bergland-Buch-Klassiker.) (1. Aufl. im Archiv Hf 62/5222)

Fontane, Theodor [Werke, Teils.]: Aufzeichnungen zur Literatur. Ungedrucktes u. Unbekanntes. Hrsg. v. Hans-Heinrich Reuter. Berlin & Weimar: Aufbau-Verl. 1969. 436 S. 8° (69/86) (Geschenk des Verlages.)

Fontane, Theodor [Werke, Teils.]: Der junge Fontane. Dichtung, Briefe, Publizistik. Hrsg. v. Helmuth Richter. Mit Faks. u. Bildbeigaben. Berlin & Weimar: Aufbau-Verl. 1969. 762 S. 8° (69/88) (Geschenk des Verlages.)

Fontane, Theodor [Werke, Teils.]: Mir ist die Freiheit Nachtigall. Politische Lyrik, Gelegenheitsgedichte, späte Spruchdichtung. Ausgew. u. mit e. Nachw. v. Helmuth Nürnberger unter Mitw. v. Otto Drude. – Duisburg: Walter Braun 1969. 143 S. 8° (69/82) (Geschenk des Verlages.)

Fontane, Theodor [Werke, Teils.]: Politik und Geschichte. (Hrsg. unter Mitw. v. Kurt Schreinert v. Charlotte Jolles.) München: Nymphenburger Verlagshandlung 1969. 942 S. 8° (Fontane, Sämtliche Werke. Bd 19.) (Hf 59/6100 = 19) (Geschenk des Verlages.)

Fontane, Theodor: *Briefe* an Julius Rodenberg. Eine Dokumentation. Hrsg. v. Hans-Heinrich Reuter. Berlin & Weimar: Aufbau-Verl. 1969. 342 S. mit Faks. u. Bildbeil. 8° (69/87) (Geschenk des Verlages.)

Fontane, Theodor: *Brief* an seine Frau vom 17. Juni 1878. – In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 8. 1969, S. 385–386. 8°

Fontane, Theodor: *Brief* an Carl Credner vom 3. 2. 1898. – In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 8. 1969, S. 387.

Fontane, Theodor: Effi *Briest.* Roman. 3. Aufl. Berlin: Fontane 1896. 520 S. 8° (69/61) (Geschenk von Herrn Frederick Betz, USA.)

Fontane, Theodor: *Effi Briest.* Mit einem Nachwort von Kurt Wölfel. Stuttgart. Reclam (1969). 349 S. 8° (Universal-Bibliothek. Nr. 6961–63/63 a) (69/95) (Geschenk des Verlages.)

Fontane, Theodor: Eine *Frau* in meinen Jahren. – In: Bettlektüre für Geburtstagskinder. Ausgew. v. Katharina Steiner. Bern, München, Wien: Scherz (1969), S. 189–198.

Fontane, Theodor: Der *Stechlin.* Roman. (Mit e. Nachw. v. Gustav Konrad.) Wuppertal: Marees 1949. 404 S. 8° (Geschenk v. Herrn Dr. Gustav Konrad, Barmen-Wuppertal.)

Fontane, Theodor: Aus den *Tagen* der Occupation. Eine Osterreise durch Nordfrankreich u. Elsaß – Lothringen 1871. Bd 1.2. Berlin: Decker 1871. 8° [Erstausg.] (69/57)

Fontane, Theodor: Frau Jenny *Treibel.* Ed. by H. B. Garland. London, Melbourne, Torento: Macmillan 1968. XXXII, 236 S. 8° (Macmillan's Modern Language Texts.) (69/77) (Geschenk v. Herrn George Salomon, New York.)

b) Sekundär-Literatur

Altenberg, Paul: Theodor Fontane. – In: Genius der Deutschen. Die großen Dichter, Philosophen, Historiker. [West-]Berlin: Ullstein 1968, S. 316 bis 333. 8°

Bärhausen, Eugen: Zweite aufschlußreiche Fontane-Renaissance. Zu einer neuen Fontaneausgabe u. Lebens- u. Werkbeschreibung (von Hans-Heinrich Reuter). – In: Deutsche Tagespost, Würzburg v. 29. 4. 1969. (ZA 1969) [Besprechung.]

Bange, Piérre: Fontane, Sämtliche Werke, hrsg. v. W. Keitel. 1. Abt.: Romane, Erzählungen, Gedichte. Bd 5. 2. Abt.: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Bd 1 u. 2 – In: Études Germaniques. Paris, Jan.-März 1968, S. 131–133. [Besprechung.]

Braem, Helmut M: Märkische Luft am Neckar. Fontanes Handschriften. Ausstellung in Marbach. – In: Die Welt, Ausg. B, Hamburg, 3. 6. 1969 (ZA 1969)

Brinkmann, Richard: Nürnberger, Helmuth, Der frühe Fontane. Politik–Poesie–Geschichte. 1840–1860. (Hamburg): Wegner (1967). 8° – In: Germanistik, Tübingen. Jg. 10, H. 1 1969, S. 141. (ZA 1969) [Besprechung.]

Brinkmann, Richard: Thanner, Josef, Die Stilistik Theodor Fontanes, Untersuchungen zur Erhellung des Begriffs ‚Realismus' in der Literatur. The Hague: Mouton 1967. 8° – In: Germanistik, Tübingen. Jg. 10, H. 1 1969, S. 142–143. [Besprechung.]

Carlsson, Anni: Ibsenspuren im Werk Fontanes u. Thomas Manns. – In: Deutsche Vierteljahresschrift f. Literaturwissenschaft u. Geistesgeschichte. Stuttgart 1969, Jg. 43, H. 2, S. 289–296. (ZA 1969) (Geschenk v. Frau Dr. Anni Carlsson.)

Erler, Gotthard: Fontane, Theodor. Schriften u. Glossen zur europäischen Literatur. Ausgew., eingel. u. erl. v. Werner Weber. Bd 1.2. Zürich, Stuttgart: Artemis-Verl. 1965–67. 8° (Klassiker d. Kritik.) (ZA 1969) [Besprechung.]

Eyssen, Jürgen: Briefschreiber aus Passion. Eine bedeutende Edition: Theodor Fontanes ‚Briefe Band 1'. – In: Frankfurter Allgemeine Ztg v. 10. 12. 1968. (ZA 1969)

Theodor Fontane. Eine Ausstellung im Schiller-Nationalmuseum zu Marbach. – In: Neue Zürcher Ztg v. 18. 5. 1969. (ZA 1969)

Fontane in Potsdam. – In: Harburger Anzeiger v. 28. 2. 1969. (ZA 1969)

Theodor Fontane 1819–1898. Ausstellung der Stadtbücherei Hamm (Westf.) vom 26. 4.–9. 5. 1969. (ZA 1969) (Geschenk d. Stadtbücherei Hamm.) 6 S. 8°

Fontane-Archiv der DDR im Besitz der Deutschen Staatsbibliothek. – In: Der Morgen, Berlin v. 2. 7. 1969. (ZA 1969)

Ein umfangreiches Fontane-Archiv. Besucher aus aller Welt kommen nach Potsdam. – In: Nordwest-Ztg, Oldenburg, v. 21. 3. 1969. (ZA 1969)

Fontane-Blätter. Bd 1, H. 1–8. Hrsg. v. Theodor-Fontane-Archiv (H. 1–7: d. Brandenburgischen Landes- u. Hochschulbibliothek. H. 8: d. Deutschen Staatsbibliothek) u. dem ‚Kreis der Freunde Theodor Fontanes'.) – Potsdam: Fontane-Archiv 1965–1969. 472 S. 8°

Fujita, Masaru: Ein umstrittener Spruch des alten Fontane. – In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 8. 1969, S. 410–422. 8°

Gilbert, Mary E.: Die Stilistik Theodor Fontanes. Bý Josef Thanner. Mouton & Co., The Hague, 1967. – In: German Life & Letters. Oxford 1969, Vol. 22, No 4, S. 401–402. 8° [Besprechung.]

Goehler, Hans-Ulrich: Vom heiteren Darüberstehen. – In: Querschnitte. Vierteljahreshefte d. deutschen Buchhandels. Jg. 5, Nr 1 v. 1. 1. 1969. [Besprechung von ‚Theodor Fontane: Werke. Bd 1.2. Hrsg. v. Walter Keitel. Stuttgart, Hamburg: Dt. Bücherbund 1968] (ZA 1969) [Bespr.]

Huch, Ricarda: Fontane aus seinen Eltern. – In: Huch, R., Gesammelte Werke. Hrsg. v. Wilhelm Emrich. Bd 6. Köln & Berlin 1969, S. 759–778. (Bereits in ‚Westermanns Monatshefte'. Jg. 62, H. 4. 1917, S. 589–597 veröffentlicht.)

Ihlenfeld, Kurt: Theodor Fontane, Briefe I. (Propyläen-Verl. West-Berlin.) – In: Neue Rundschau. Frankfurt am Main. Jg. 80, H. 1. 1969, S. 171–176. 8° (ZA 1969) [Besprechung.]

Jacob, Heinrich Eduard: Neulich träumte mir vom alten Fontane. Eine Geschichte aus der Plüschzeit. – In: Süddeutsche Ztg, München, v. 12. bis 13. 4. 1969. (ZA 1969)

Kaiser, Gerhard: Realismusforschung ohne Realismusbegriff. (Hubert Ohl: ‚Bild u. Wirklichkeit'. Studien zur Romankunst Raabes u. Fontanes. Heidelberg: Stiehm 1968.) – In: Deutsche Vierteljahresschr. f. Literaturwissenschaft u. Geistesgeschichte. Stuttgart Jg. 43, H. 1, 1969, S. 147–160. 8° (ZA 1969) [Besprechung.]

Kenau: Liebermann malt den alten Fontane April 1896. – In: Märkische Ztg, [West-]Berlin, v. 20. 12. 1968. (ZA 1968)

Konrad, Gustav: Erler, Gotthard (Hrsg.), Fontane. Briefe in 2 Bänden. Aufbau-Verl. Berlin 1968. – In: Welt u. Wort. Literarische Monatsschr. Tübingen, 24. Jahr, H. 2 1969, S. 57 (ZA 1969) [Besprechung]

Laufer, Christel: Fontane, Briefe in 2 Bänden. Ausgew. u. erl. v. Gotthard Erler. Berlin, Weimar: Aufbau-Verl. 1968. IX, 514 S. – In: Deutsche Literatur-Ztg, Jg. 90, H. 5. 1969, Spalten 420–422. 4°. (ZA 1969) [Besprechung]

Lincke, Werner: Reuter, Hans-Heinrich, Fontane. Bd 1.2. – München: Nymphenburger Verlagshandlung (1968). – In: Germanistik. Tübingen, Jg. 10, H. 1. 1969, S. 141–142. (ZA 1969) [Besprechung]

Linn, Rolf N.: Nürnberger, Helmuth, Fontane. Rowohlts Monographien Reinbek 1968. – In: German Quarterly, Appleton, Wis. Vol. 42, 1969, No 3. (ZA 1969) [Besprechung.]

Meichsner, Dieter: Die Geschichte des Rittmeisters Schach von Wuthenow. Nach e. Novelle v. Th. Fontane für d. Fernsehen erzählt. – In: Deutsches Fernsehen, Pressedienst [Westdeutschland] v. 2. 3. 1969. (ZA 1969)

Menck, Clara: Die wirkliche Effi. Die Fontane-Ausstellung in Marbach. – In: Frankfurter Allgemeine, Frankfurt (Main), v. 20. 5. 1969. (ZA 1969)

Metelmann, Ernst: Varianten über Fontane nach erneuter Lektüre von ‚Effi Briest' und ‚Der Stechlin'. (Beitr. zu einer privaten, nicht gedr. Festgabe für Prof. Dr. h. c. Hermann Leins zu dessen 70. Geburtstag am 25. Mai 1969.) Stuttgart 1969. 14 S. 4° [Maschinenschr.,Fot.] (69/80 q) (Geschenk d. Verfassers.)

Mětšk, Frido: Das Oderland in Fontanes Wendenkonzeption. – In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 8. 1969, S. 388–409. 8°

Migge, Walther: Theodor Fontane 1819–1969. Stationen seines Werkes. Eine Ausstellung d. Deutschen Literaturarchivs im Schiller-National-Museum Marbach a. N. (Ausstellung u. Katalog von Walther Migge u. a. Hrsg. v. Bernhard Zeller.) (Stuttgart 1969.) 293 S. 8° (Sonderausstellungen d. Schiller-Nationalmuseums. Kat. Nr 20.) (69/79) (Geschenk d. Schiller-National-Museums.)

Migge, Walther: Theodor Fontane. Eine Ausstellung zum 150. Geburtstag des Dichters im Schiller-National-Museum, Marbach. – Aus: Nachrichten aus dem Kösel-Verl. München 1969, Folge 29. (ZA 1969)

Müller-Seidel, Walter: Fontanes ‚Effi Briest'. – In: Wissenschaft als Dialog. Festschr. Wolfdietrich Rasch. Stuttgart: Metzler 1969. (69/91) (Geschenk v. Herrn Prof. Dr. W. Müller-Seidel, München.)

Münch, Peter: Fontane u. seine Zeitgenossen. (Therese Kusserow war Fontanes Vorbild für die Hauptfigur in seinem Roman ‚L' Adultera'.) – In: Frankfurter Allgemeine, Frankfurt (Main), v. 30. 5. 1969. (ZA 1969)

Nürnberger, Helmuth: Theodor Fontane in Selbstzeugnissen u. Bilddokumenten. (2. Aufl.) (Reinbek b. Hamburg:) Rowohlt (1968). 187 S. 8° (rowohlts monographien. 145.) (Hf 68/5215)

Pfeiffer-Belli, Erich: Theodor Fontane, Briefe. Bd 1, hrsg. v. Kurt Schreinert, zu Ende geführt v. Charl. Jolles. – In: Das kleine Buch der 100 Bücher. München 1968 (ZA 1968) [Besprechung.]

Phillips, John: James Morris, der unbekannte Freund Theodor Fontanes. – In: Fontane-Blätter, Bd 1, H. 8. 1969, S. 427–449. 8°

Reisen nach Dobbertin. Ein Beitr. zum Fontanejahr. – In: Norddeutscher Leuchtturm, Festtagsbeil. d. Norddeutschen Ztg, Schwerin. Ostern 1969. (ZA 1969)

Reuter, Hans-Heinrich: Theodor Fontane. – Aus: Wiese, Benno von, Deutsche Dichter d. 19. Jahrhunderts. Ihr Leben u. Werk. [West-]Berlin: Erich Schmidt [1969], S. 557–598. 8° (69/64) (Geschenk d. Verfassers.)

Reuter, Hans-Heinrich: Theodor Fontane. Grundzüge u. Materialien einer historischen Biographie. – Leipzig: Reclam jun. [1969]. 267 S. [mit zahlr. Bildern u. Faks.] 8° (Reclams Universal-Bibliothek. Bd 372.) (69/71) (Geschenk d. Verlages.)

Reuter, Hans-Heinrich: Ohl, Hubert. Bild u. Wirklichkeit. Studien z. Romankunst Raabes u. Fontanes. – Heidelberg: Stiehm (1968). 307 S. – In: Germanistik, Tübingen. Jg. 10, H. 2, April 1969. (ZA 1969) [Besprechung.]

Ried, Georg: Theodor Fontane. – In: Ried, G.: Wesen und Werden der deutschen Dichtung. München: Lurz 1967, S. 214–217. 8°

Rieger, Julius: Schleiermacher u. Fontane. – In: [West-]Berliner Sonntagsblatt ‚Die Kirche' v. 18. 5. 1969. (ZA 1969)

Robinson, Alan: Fontane and the Jews. – In: Modern Languages. Journal of the Modern Language Association. Vol. 69, No 1, März 1968, S. 28–31. (69/81) (Geschenk von Dr. Robinson, England.)

Robinson, Alan: Theodor Fontane, Frau Jenny Treibel. Ed. by H. B. Garland. Macmillan, London 1968. – In: German Life & Letters. Oxford 1969, Vol. 22, No 4, 399–400. 8° [Besprechung.]

Sagave, Paul-Piérre: Fontane-Forschung an der Universität Paris. – In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 8. 1969, S. 423–426. 8°

Sakrawa, Gertrud M.: Scharmanter Egoismus. Theodor Fontanes ‚Unwiederbringlich'. – In: Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache u. Literatur. The University of Wisconsin. Vol. 61, No 1. 1969, S. 15 bis 29. 8° (69/89) (Geschenk der Universität.)

Schobeß, Joachim: Fontane-Archiv, Fontane-Kreis, Fontane-Blätter. – In: Über Bücher, Bibliotheken u. Leser. Gesammelte Beiträge zum 60. Geburtstag von Horst Kunze. Zentralblatt f. Bibliothekswesen. Beih. 86. Berlin 1969, S. 160–167. 8° (69/90)

Semrau, Eberhard: Neuausgabe von Fontanes Briefen. (Briefe I, Propyläen-Verl. West-Berlin.) – In: Welt u. Wort. Literarische Monatsschr., Tübingen, Jahr 24, März 1969, H. 3, S. 80. (ZA 1969)

Sommer, Dietrich: Der wirkliche Fontane. (Fontanes Briefe in 2 Bänden. Ausgew. u. erl. v. Gotthard Erler. Aufbau-Verl. Berlin & Weimar 1968.) – Aus: Neues Deutschland, Berliner Ausg. v. 6. 3. 1969. (ZA 1969)

Teitge, Hans-Erich: Fontane-Archiv (Übernahme durch die Deutsche Staatsbibliothek). – In: Mitteilungen aus dem wiss. Bibliothekwesen der DDR. Berlin. Jg. 7, Nr 2. 1969, S. 30/31. 8° (ZA 1969)

Thieme, Balduin: Verlobung im Haus Treibel. Claus Hammels Komödie nach Fontane im Großen Haus der Staatstheater stark applaudiert. – In: Sächsisches Tageblatt, Dresden, v. 2. 7. 1969. (ZA 1969)

Törner, Regina: Die Macht des Unscheinbaren. Theodor Fontane im Marbacher Schiller-Museum. – In: Frankfurter Rundschau, Frankfurt (Main), v. 28. 6. 1969. (ZA 1969)

Vaget, H. Rudolf: Schach in Wuthenow: ‚Psychographie' und ‚Spiegelung' im 14. Kapitel von Fontanes ‚Schach von Wuthenow'. – In: Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache u. Literatur. The University of Wisconsin. Vol. 61, No 1. 1969, S. 1–14. 8° (69/89) (Geschenk der Universität.)

Vogelsang, Fritz: Eröffnung der Marbacher (Fontane-)Jubiläums-Ausstellung im Schiller-National-Museum. – In: Stuttgarter Ztg v. 13. 5. 1969. (ZA 1969)

Wirsing, Sibylle: Bücher im Gespräch: Theodor Fontane, Briefe I, Propyläen-Verl. -Köln–Marienburg: ‚Deutschlandfunk'. 16. 2. 1969 (ZA 1969) (Geschenk des Funkhauses.)

Wirsing, Sibylle: Eine Ehrenpforte für Theodor Fontane. Fragen anl. einer Marbacher Ausstellung. – In: Tagesspiegel, [West-]Berlin v. 8. 6. 1969. (ZA 1969)

Wirsing, Sibylle: ‚F' wie Fontane. Fünfzehn Taschenbücher mit Kommentar. (Nymphenburger Taschenbuch-Ausg.) – In: Der Tagesspiegel, [West-] Berlin v. 29. 5. 1969. (ZA 1969) [Besprechung]

Wirsing, Sibylle: Fontane u. seine Briefe. Briefe I (Propyläen-Verl.) – In: Neue Deutsche Hefte. [West-]Berlin, Jg. 16, H. 1. 1969, S. 130–138. 8° (69/69) (Geschenk der Verfasserin.)

Wirsing, Sibylle: Zum Fontane-Jubiläum die große Fontane-Monographie. 1969 ist das Jahr des 150. Geburtstages. Hans-Heinrich Reuters imponierende 1100-Seiten-Arbeit. – In: Der Tagesspiegel, [West-]Berlin, v. 27. 4. 1969. (ZA 1969) [Besprechung.]

Wirsing, Sibylle: Resignation und Realismus. Neue Literatur über Theodor Fontane. (H.-H. Reuter, Fontane; V. J. Günter: Das Symbol im erzählerischen Werk Fontanes, Bonn; Nürnberger, H.: Der frühe Fontane 1840 bis 1860, Hamburg u. Brinkmann: Th. Fontane, München.) – Köln-Marienburg: ‚Deutschlandfunk' v. 17. 2. 1969. (ZA 1969) (Geschenk d. Funkhauses.)

Wissenschaftler aus aller Welt besuchten das Fontane-Archiv. Zuordnung zur Deutschen Staatsbibliothek. – In: National-Ztg, Berlin, Ausg. Berlin, v. 2. 7. 1969. (ZA 1969)

Wolandt, Gerd: Reuter, Hans-Heinrich, Fontane. A Monograph in two volumes. – In: Literature Musiv Fine Arts. Tübingen. Vol. 2, Nr 1. 1969, S. 36–38. 8° (ZA 1969) [Besprechung]

Zum 150. Geburtstag Theodor Fontanes am 30. Dezember 1969 bereitet der Aufbau-Verlag ein umfassendes Programm vor. – In: ‚Der Bienenstock'. (Aufbau-Verl.), Nr 85/1969. (ZA 1969)

Weitere Literaturerwerbungen

Kühn, Gustav: Neuruppiner Bilderbogen. (Mit Text von Lisa Riedel, Heimatmuseum Neuruppin.) (Berlin: Eulenspiegel-Verl. 1969.) (14 Bl. Reproduktionen, 3 S. Text.) [Mappe.] (69/65 q) (Geschenk des Heimatmuseums Neuruppin.) [Siehe Theodor Fontane: ‚Gustav Kühn' in den ‚Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Bd 1.]

Pablo, Jean de: Die Armee von La Rochelle. – Aus: Die Hugenottenkirche. Jg. 22, Nr. 5. Mai 1969. (ZA 1969) (Geschenk des Verfassers.)

Sternaux, Ludwig: Märkischer Bilderbogen. Berlin o. J., 95 S. 8° (Geschenk von Herrn Andreas Vogt, Schweinfurt.)

Die Titel der zahlreichen Aufsätze, die über die wiss. Fontane-Konferenz im September 1969 in Potsdam berichten, können wir erst im nächsten Heft anzeigen. – J. Sch. –

Mitteilungen

Wissenschaftliche Konferenz zum 150. Geburtstag Theodor Fontanes

Das Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek führte in Verbindung mit dem Aufbau-Verlag vom 10. bis 12. September 1969 in Potsdam zu Ehren des 150. Geburtstages Theodor Fontanes eine wissenschaftliche Konferenz durch, an der über achtzig Germanisten und Gäste, u. a. mehrere Nachkommen Theodor Fontanes, aus dem In- und Ausland teilnahmen.

Die wissenschaftliche Konferenz wurde am 10. September durch eine Festveranstaltung eingeleitet. Am Nachmittag hatten die Konferenzteilnehmer Gelegenheit, an einer Sonderführung durch die Staatlichen Schlösser und Gärten von Sanssouci teilzunehmen. Am Abend fand eine öffentliche Lesung aus Briefen und Werken Theodor Fontanes statt.

Im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Konferenz stand das Haupt-Referat von Dr. habil. Hans-Heinrich *Reuter*, Weimar, über *‚Fontanes Realismus'*. Ihm folgten Kurzvorträge und Berichte von Piérre *Bange* (Lyon), Gotthard *Erler* (Berlin), Peter *Goldammer* (Weimar), Dr. Carlotte *Jolles* (London), Professor Dr. Walter *Müller-Seidel* (München), Helmuth *Nürnberger* (Hamburg), Professor Dr. Pierre-Paul *Sagave* (Paris), Professor Dr. Hans-Werner *Seiffert* (Berlin), Dr. Dietrich *Sommer* (Halle) u. Christel *Laufer* (Berlin).

Am 11. September gab der Generaldirektor der Deutschen Staatsbibliothek, Professor Dr. Horst *Kunze*, einen Empfang. Die Festveranstaltung und die wissenschaftliche Konferenz, denen zahlreiche Grußbotschaften aus dem In- und Ausland zugingen, waren eine würdige Ehrung des großen Realisten und Menschen Theodor Fontane zu seinem 150. Geburtstag. Die Konferenz gab darüber hinaus zahlreichen Fontaneforschern aus verschiedenen Ländern Gelegenheit, sich persönlich kennenzulernen. Die Festansprache, das Referat und die Kurzvorträge werden gedruckt. Das Erscheinen der Schrift wird in den ‚Fontane-Blättern' unter Angabe des Verkaufspreises angezeigt. Wir berichten über die Konferenz im nächsten Heft ausführlicher.

Diplomarbeiten über Fontane an der A.-Mickiewicz-Universität Poznań

1. Der Verfall des Adels in Fontanes „Stechlin" und anderen Erzählungen (Maszewska).
2. Der Roman „Effi Briest" von Theodor Fontane – Versuch einer Analyse (Sabiniarz).
3. Fontanes „Schach von Wuthenow" (Fafera).
4. „Irrungen und Wirrungen" von Fontane, Versuch einer Analyse (Szczepanska).
5. Fontanes „Vor dem Sturm", Versuch einer Analyse (Berent).
6. Das Bild des preußischen Offiziers im Werk Fontanes (Dublewska).
7. Das Bild der Gesellschaft in Fontanes „Schach von Wuthenow" (Suszek).
8. Das deutsche Bürgertum in den Werken Fontanes (Jerzykiewicz).
9. Das Problem der Ehre in den Romanen Fontanes (Mozolewska).
10. „Schach von Wuthenow" in der Übersetzung von T. Jetkiewicz (Jazdon).
11. Das Bürgertum in „Frau Jenny Treibel" (Laska).
12. Fontane „Der Stechlin" (Hanc).

13. Die slawische Welt im Werk Fontanes (Nuszkiewicz).
14. Das Berliner Milieu in den Romanen Fontanes (Kotlarski).
15. Die historischen Romane von Fontane (Wojtecka).

Dr. phil. Jan *Chodera*, Leiter des Lehrstuhls für Germanistik an der A.-Mickiewicz-Universität.

Neues über „Quitt"

Herr Superintendent i. R. *Meuß*, Müncheberg (Mark), schreibt uns: „Ich möchte Ihnen einen kleinen Beitrag zur Vorgeschichte von ‚Quitt' mitteilen, den ich bei der Durchsicht alter Familienpapiere fand. Ein Verwandter von mir, Landgerichtsrat Lothar Meuß, berichtet in dem von ihm handschriftlich aufgezeichneten Lebensgang seines Vaters, des Breslauer Oberstaatsanwalts Adalbert Meuß (1819 bis 1888), wie folgt: ‚Aus dieser Arbeitshetze rettete er sich alljährlich einmal im Spätsommer zuerst auf vier, später immer auf sechs Wochen ins Gebirge, und zwar in den Jahren 1880 bis 1885, wie bereits bemerkt, auf die hochgelegene Kirche Wang in Brückenberg, wo er mit seiner Tochter und zum Teil auch mit seinen Söhnen bei dem damaligen dortigen Pastor Wohnung nahm, 1886 und 1887 nach Zanterbach (,) bei Mittelwalde in der Grafschaft Glatz, wo er dem dortigen Amtsvorsteher John ein von diesem im Schweizerstyl ausgebautes Bauernhäuschen abgemietet hatte. Aber selbst in der so notwendigen Erholung des Gebirgsaufenthaltes hat er seinem innersten Drang, das Recht zu schützen und das Unrecht zu ahnden, in einem Falle nicht zu unterdrücken vermocht.

Im Jahr 1877 war der gräflich Schaffgottsche Förster Frey aus Wolfshau bei Krummhübel am sogenannten Gehänge zwischen Gehängeweg und Seifen-Grund von Wilddieben ermordet worden, ohne daß die Ermittlung der Täter gelungen war. In Sonderheit hatte der in beliebter törichter Manier aus Berlin requirierte Criminal-Commissar auch nicht das geringste Licht in die dunkle Angelegenheit gebracht, wohl aber fast den ganzen Sommer auf Staatskosten im Gebirge gelebt. Adalbert, der Anfang der 80er Jahre durch den gräflichen Förster Tietze in Brückenberg von der Angelegenheit Kenntnis erhielt, nahm sich der Sache mit der ihm eigenen Energie an und sammelte während seines Urlaubs im Stillen gegen einen Besitzer der dortigen Gegend soviel Material, daß dieser, nachdem der Erste Staatsanwalt in Hirschberg mit der weiteren Verfolgung beauftragt worden war, vor seiner in Aussicht genommenen Verhaftung schleunigst nach Amerika entwich."

Bekanntlich erhielt Theodor Fontane durch seinen Bekannten, den Amtsgerichtsrat Georg Friedlaender in Schmiedeberg, von dem Förstermord Kenntnis, der ihn zu seinem Roman „Quitt" anregte. Wir danken Herrn Superintendent Meuß für die interessante Mitteilung. Die Redaktion

Vorankündigungen

Der im Band 1, Heft 8, für dieses Heft angekündigte Beitrag von Herrn Professor Dr. Hans-Werner Seiffert: „Fontanes unveröffentlichte ‚Rr-Novelle' und Aufzeichnungen zu den Likedeelern" erscheint in der Schrift über die wissenschaftliche Fontane-Konferenz.

Im Jahre 1970 erscheinen zwei Heft der „Fontane-Blätter" und voraussichtlich die „Veröffentlichung der auf der wissenschaftlichen Konferenz gehaltenen Reden und Vorträge".

Folgende Manuskripte gingen bei der Redaktion ein: Dr. Joachim Krueger (Berlin): „Unbekannte Gedichte Theodor Fontanes an die Schwestern von Weigel"; Dr. Günter Jäckel (Dresden): Theodor Fontane, „Kriegsgefangen" und „Aus den Tagen der Okkupation"; Erich Biehahn (Berlin): Fontanes „Vor dem Sturm". Die Genesis des Romanes und seine Urbilder; Dr. Hans-Martin Schorneck (Hetjershausen): Theodor Fontane und die französische Sprache; Professor Dr. Otto W. Tetzlaff (Universität San Angelo, Texas): Effi Briests holländische Nachfolgerin; Günter Mangelsdorf (Potsdam): „Über

Ring- und Burgwälle überhaupt und speziell im Havelland". Nach einem unveröffentlichten Manuskript von Theodor Fontane. David Turner (England): Kaffee oder Milch? Das ist die Frage. Zu einer Szene aus „Frau Jenny Treibel".

Bitte

Alle, die über Theodor Fontane arbeiten, werden gebeten, auch in Zukunft ein Exemplar ihrer Veröffentlichung im Interesse der Forschung an das Theodor-Fontane-Archiv einzusenden. Diese Bitte bezieht sich nicht nur auf selbständige bibliographische Veröffentlichungen (Verlagsproduktionen), sondern auch auf Zeitschriftenaufsätze und Zeitungsartikel (unter Angabe der Zeitung, des Erscheinungsortes und des Datums). Das Fontane-Archiv ist fernerhin für laufende Hinweise dankbar.

Lieferbar sind: „Fontane-Blätter" Band 1, Hefte 2, 3, 6, 7, 8 (vergriffen sind die Hefte des Bandes 1, 1, 4 und 5 sowie Sonderheft 1.) – Joachim Schobeß „Literatur von und über Theodor Fontane". 2., bed. verm. Auflage 1965 ist lieferbar. (5,–)

Inhaltsverzeichnis Heft 1

Theodor Fontane:
Ein unveröffentlichter Brief an Emilie Fontane 1

Gotthard Erler:
Melusine von Cadoudal. (Ein unveröffentlichter Roman-Entwurf Theodor Fontanes.) 4

Theodor Fontanes Briefe an Ludwig Pietsch. Eingeleitet und kommentiert von Dr. Christa Schultze 10

Dr. habil. Hans-Heinrich Reuter:
Noch einmal: Ein umstrittener Spruch des alten Fontane. Ein unbekanntes Thomas-Mann-Zeugnis, zugleich ein notwendiger Schlußstrich 60

Max-Ulrich Freiherr von Stoltzenberg: Einige weitere Standorte von Fontane-Handschriften und -briefen 63

Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs
(Neuerwerbungen und Neuerscheinungen) 65

Mitteilungen 73

75

Sektion Germanistik / Geschichte
Fachbereich Germanistik
Bibliothek

Herausgeber: Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, (DDR 15) Potsdam, Dortustraße 30/34, in Zusammenarbeit mit dem ‚Kreis der Freunde Theodor Fontanes'. Telefon: Potsdam 4751/App. 133 u. 120.

Redaktion: Dr. Heino Brandes, Paul Conrad, Gotthard Erler, Joachim Göbel, Joachim Schobeß, Dr. Hans-Erich Teitge, Ursula Wysbar.

Druck: Druckerei Königs Wusterhausen F 818-69 1-12-18 1008

Alle Zahlungen bitten wir zu richten an Konto-Nr. 414 beim Postscheckamt (PSCHA) 108 Berlin, Deutsche Staatsbibliothek.